

# Quellen



## Zum Inhalt:

Die Geschlechtergeschichte ist aus der historischen Forschung und Lehre nicht mehr wegzudenken. Sie verdankt viele Anregungen der Sozialgeschichte, hat sich aber auch neueren Entwicklungen, etwa der Historischen Anthropologie und der Neuen Kulturgeschichte, geöffnet und die dort geführten Diskussionen mit geprägt. Claudia Opitz-Belakhkal legt in diesem Band den Fokus auf die Debatten um Konzepte und Methoden der Geschlechtergeschichte, auf die Auseinandersetzungen um die Kategorie »Geschlecht« sowie auf die Geschichte der Geschlechterrollen und der Sexualität.

## Zur Autorin:

*Claudia Opitz-Belakhkal* ist Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit in Basel.

## Quellen zu:

Claudia Opitz-Belakhkal  
Geschlechtergeschichte  
Band 8

Herausgegeben von Frank Bösch,  
Angelika Epple, Barbara Potthast,  
Susanne Rau, Hedwig Röcklein,  
Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-  
Hasel

2., aktualisierte Auflage 2018,  
231 Seiten  
Euro 18,95/Euro (A) 19,50/SFr 24,30  
ISBN 978-3-593-50948-8

**campus**

## Inhalt

Einführung: Quellen zur Historiographie der Frauen- und Geschlechtergeschichte

### Textquellen

1. Plutarch: *Von den Tugenden der Frauen*
2. Anonymus: *Die Vita der Königin Zenobia* (etwa 2. Jh. n.Chr.)
3. Giovanni Boccaccio: *Von den berühmten Frauen* (ca. 1361–1375)
4. Christine de Pizan: *Das Buch von der Stadt der Frauen* (1405)
5. Cornelius Agrippa von Nettesheim: *Von dem Vorzug und der Fürtrefflichkeit des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen* (1509)
6. *Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon* (1691–1723): Leben und Tod der Ninon de Lenclos
7. John Millar: *Rangstufe und Situation der Frau in den verschiedenen Epochen* (1779)
8. Jakob Burckhardt: *Die Gleichheit der Frauen in der Kultur der italienischen Renaissance* (1860)
9. *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände* (1865)
10. August Bebel: *Die Frau und der Sozialismus* (1879)
11. Werner Sombart: *Der Sieg des »Weibchens«* (1913)
12. Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht* (1949)

### Bildquellen

Abb. 1: Frontispiz zu Nicolas le Cat, *Traité de la couleur de la peau humaine*

Abb. 2: Lucas van Leyden, *Aristoteles und Phyllis* (um 1500)

## Einführung: Quellen zur Historiographie der Frauen- und Geschlechtergeschichte

*Claudia Opitz-Belakhal*

Die Frauen- und mehr noch die Geschlechtergeschichte kann auf ein enormes Reservoir an historischen Quellen und Zeugnissen aller Art zurückgreifen. Dank der kulturwissenschaftlichen Öffnung der historischen Forschung hin zur Wahrnehmungs- und Darstellungsgeschichte und dank des umfassenden Anspruchs der Geschlechtergeschichte, ein wirklich allgemeines Geschichtsbild zu präsentieren (oder doch anzustreben), ist potentiell jede historische Quelle eine Quelle auch für die Geschlechtergeschichte. Eine Quellenauswahl zur Geschlechtergeschichte ganz allgemein wäre insofern nicht nur höchst schwierig zu treffen, sondern geradezu willkürlich.

Ich habe aus diesem Grund nur einen begrenzten, aber dennoch bedeutsamen Teilaspekt herausgegriffen, nämlich die Geschichte der Geschichtsschreibung über die Geschlechter. Auch hier ist die Überlieferung mehr als reichhaltig, und wenn man das Thema über die diversen Nationalkulturen und Epochen hinweg verfolgen, aber dennoch in aller gebotenen Kürze darstellen will, müssen notwendigerweise viele Lücken bleiben. Doch lassen sich hier auch mit relativ wenigen Quellenbeispielen allgemeinere Trends und größere Entwicklungslinien sinnvoll umreißen.

Grob lassen sich drei verschiedene Textsorten bzw. Genres unterscheiden, in denen Frauen (und Männer) zum Thema historiographischer Darstellungen gemacht werden und in denen die Beziehungen und die »Ordnung« der Geschlechter im Kontext größerer historiographischer Projekte thematisiert werden. Zwar treten diese Typen nicht selten auch gemischt auf, aber zur Verdeutlichung der diversen Möglichkeiten historischen Schreibens über die Geschichte der Frauen bzw. der Geschlechter erscheint mir eine gewisse Systematisierung und Typisierung sinnvoll und nützlich.

Neben chronikalischen Quellen, die hier und da Frauen (meist aus Fürstenfamilien) als historische Akteurinnen oder als Verwandte der männlichen Akteure erwähnen, sind es zunächst solche Texte, in denen historische Akteure beiderlei Geschlechts in biographischer (oder allenfalls auch hagiographischer) Manier breiter dargestellt und ihre Lebenswege und ihr Handeln wertend kommentiert werden. Die biographische Tradition, die in einem gewissen Umfang immer auch Frauen berücksichtigt hat, setzt sich, mit gewissen Akzentverschiebungen und einem Wandel in der historiographischen Gesamtbewertung, bis in die Gegenwart hinein fort. Mehr noch: Biographien prägen wie keine andere historiographische Gattung das Geschichtsbild der Zeitgenossen – und umgekehrt sind die in ihnen gezeichneten Frauen- und Männerbilder Ausdruck der jeweiligen Werthaltungen und Weltbilder auch des Lesepublikums, zu dessen »Erbauung« oder Belehrung die Biographien verfasst wurden. Ein antikes Beispiel für diese Tradition ist die hier präsentierte Biographie der »Augusta aus der Wüste«, der Herrscherin Zenobia (Quelle 2), die einer spätantiken Quelle anonymen Verfasserschaft entstammt und in der es, trotz aller berichteten weiblichen Heldentaten der Zenobia, nicht zuletzt um die Verurteilung der »Weiberherrschaft« geht. Ein weiteres Quellenbeispiel ist wesentlich jünger: Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon entstammen dem Ende des 17. Jahrhunderts und der Hochphase der französischen Hofkultur (Quelle 6). In diesen »Erinnerungen« spielen Frauen eine bedeutsame politische Rolle – allerdings ist hier Politik deutlich anders definiert als beim spätantiken Biographen. Es sind vor allem Intrigen, Liebesaffären und persönliche Beziehungen (vor allem zum Herrscherhaus und zu den Familienmitgliedern des französischen Hofes), die das Bild Saint-Simons von der höfischen Politik prägen. Dass Frauen hierbei eine wichtige, wenn auch ambivalente Rolle zukommt, liegt auf der Hand. In allen Fällen wird mit der persönlichen Biographie auch ein weibliches Rollenmuster – wenn nötig ex negativo – entworfen und es werden Aussagen zu den Regeln (und Ausnahmen) in der »Ordnung der Geschlechter« getroffen.

Ein zweites Modell stellen jene Texte dar, in denen über »Tugenden und Laster« bzw. allgemein über die »Würde der Frauen« räsoniert wird. In der Regel werden hier historische (Frauen-)Figuren in mehr oder weniger knapper biographischer Manier geschildert und als Argumente für die besonderen Leistungen angeführt, derer das weibliche Geschlecht insgesamt fähig ist (wobei es hier übrigens auch eine weniger bekannte misogynne Tradition gibt, die auf identische Weise die Lasterhaftigkeit und Unwürdigkeit des weiblichen Geschlechts mit Hilfe von historischen Einzelbeispielen beweisen will). Hier wird im Übrigen bereits versucht, die aktuelle Minderbewertung oder -beachtung von Frauen und weiblichen Tugenden »quellenkritisch« zu hinterfragen und als Ausdruck eines männlichen Geschlechteregoismus und Willens zur Macht zu erklären, der völlig ungerechtfertigt männliche Tugenden und Fähigkeiten über weibliche stelle. Eindrückliche Beispiele für eine solche offen moralische Geschichtsschreibung der Geschlechter stellen die hier ausgewählten Textauszüge von Plutarch, Boccaccio, Christine de Pizan und Agrippa von Nettesheim dar (vgl. Quellen 1 und 3–5). Auffallend ist hier die große Bedeutung, die insbesondere antiken und biblischen (Frauen-)Figuren zukommt, die in panegyrischer Weise geschildert und gerühmt werden. Erst nach und nach, mit dem Sieg der »Modernen« gegen die »Antiken« um 1600, verlieren antike Vorbilder ihre bindende Kraft für das Denken und Handeln der Nachgeborenen. In »Frauenlexika« werden nun zunehmend mehr Beispiele aus der unmittelbaren Vergangenheit angeführt.

Ein drittes Modell schließlich ist in Texten zu finden, in denen Geschlechterbeziehungen und Geschlechterordnung als Teil oder sogar als Movers übergreifender historischer Prozesse dargestellt werden. Dieser Typus entwickelt sich vor allem im Kontext der aufklärerischen »Universalgeschichte(n)«, es gibt dafür aber bereits wesentlich ältere Vorläufer und Vorbilder. Biographische Einzelbeispiele treten nun zurück – und vor allem weibliche Akteure finden sich hier fast gar nicht mehr namentlich erwähnt. Vielmehr treten Männer und Frauen nun als soziale Gruppen in Erscheinung, ähnlich wie »Bauern« oder »Bürger« oder auch »Römer« und »Griechen«. Als Beispiel für eine solche »Universalgeschichte« ist hier ein Auszug aus einer Abhandlung des schottischen Aufklärers John Millar über den »Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft« von 1779 ausgewählt worden, der den Geschlechterbeziehungen eine besonders prominente Rolle in der Entwicklung des Menschengeschlechts zuschrieb (Quelle 7).

Solche universalhistorischen Darstellungen von Geschlechterordnungen der Vergangenheit, die bald auf eine Verherrlichung des »zivilisatorischen Fortschritts« hinauslaufen, bald aber auch politischen Utopien Stoßkraft verschaffen sollen, finden sich in der Folge auch in Abhandlungen des 19. und 20. Jahrhunderts wieder, so etwa beim deutschen Frühsozialisten August Bebel, der 1879 in *Die Frau und der Sozialismus* die enge Verwandtschaft von Arbeiter- und Frauenausbeutung zu beweisen suchte (Quelle 10), oder schließlich bei Simone de Beauvoir, einer der Vordenkerinnen der Neuen Frauenbewegung in Europa, die indes keine wirkliche Entwicklung in den Geschlechterbeziehungen sehen kann, sondern von einem vorzeitlichen »Kampf der Geschlechter« ausgeht, in welchem die Frauen unterworfen und zum »sekundären Geschlecht« reduziert worden seien (Quelle 12).

Aber auch andere – auf den ersten Blick wenig »feministisch« gestimmte – Abhandlungen und Projekte weisen auf den engen Zusammenhang von sozialem Wandel und Wandel der Geschlechterordnung hin. Eines der berühmtesten Beispiele hierfür ist die Darstellung des Basler Historikers Jakob Burckhardt über *Die Kultur der Renaissance in Italien* von 1860. Seinem Lob der Renaissance in Italien entspricht sein – wie kritische Stimmen meinen – allzu positives Bild der Egalität von Männern und Frauen in den italienischen Stadtrepubliken des 14. und 15. Jahrhunderts (Quelle 8). Es steht in der Tradition aufklärerischen liberalen Gedankengutes, das der Gleichheit der Geschlechter im geselligen Umgang einen wichtigen Beitrag für eine »zivile« bzw. »zivilisierte« Gesellschaftsform zuwies: Am Status des weiblichen Geschlechts lässt sich, dieser Auffassung zufolge, der gesamte Zustand eines Gemeinwesens ermesen.

Nicht weniger interessant, aber genau entgegengesetzt ist die These des Nationalökonomens Werner Sombart, der 1913 die Genese des Kapitalismus, im Unterschied etwa zu Marx und Engels, nicht aus der Primärakkumulation von Kapital (und Frauen) erklärt, sondern aus dem Luxusbedürfnis von Mätressen und Hofdamen des Ancien Régime (Quelle 11) und dem »Sieg des Weibchens« über den »männlichen Verstand« und Geldbeutel. Sombart löst hier, ähnlich wie Burckhardt, die enge Verbindung von Universalgeschichte und Geschlechtergeschichte auf, ohne jedoch auf den Hinweis zu verzichten, dass die Beziehungen der Geschlechter »geschichtsmächtig« waren und sind. Allerdings tut er dies

in so tendenziöser und frauenfeindlicher Weise, dass es vor allem den weiblichen Zeitgenossen wenig gefallen konnte, in dieser Weise an der »Weltgeschichte« (bzw. hier: der Geschichte des Kapitalismus) beteiligt zu werden. Die Gegenbewegung dazu war deshalb schon in der Älteren Frauenbewegung der Hinweis auf die vielen Opfer, die Frauen im Laufe der Geschichte zu bringen hatten, und die Benachteiligung, ja, Ausbeutung, unter der die meisten Angehörigen des weiblichen Geschlechts zu leiden hatten, eine Vorstellung, die mit gewissen Abstrichen auch noch Simone de Beauvoir vertritt (de Beauvoir 1949). Dass mit dieser Denkbewegung eine Enthistorisierung der Geschlechterbeziehungen notwendigerweise verbunden ist, lässt sich wiederum an de Beauvoirs Geschichtserzählung ablesen, die einer Art »Psychologismus« als Auslöser der Geschlechterhierarchie das Wort redet und der Nachordnung der Frauen keinen konkreten historischen Moment zuweisen will. Wenn die moderne Geschlechtergeschichte sich bis heute schwer tut mit den »großen Geschichtserzählungen«, dann liegt dies nicht zuletzt auch an dieser langen, wechselhaften und von Widersprüchen geprägten Geschichte der Historiographie der Geschlechter.

Die ausgewählten Quellentexte sind hier chronologisch aufgeführt, folgen also nicht dem eben vorgestellten typologischen Schema. Dass von den insgesamt zwölf aufgeführten Beispielen nur zwei aus der Feder von Frauen stammen, ist kein Zufall, sondern soll belegen, dass Frauen hier zwar auch engagiert waren, aber deutlich in der Minderzahl blieben (auch wenn es weit mehr weibliche Historiographen gab als die beiden hier angeführten, die es schon zu Lebzeiten zu einiger Berühmtheit brachten. Vor jedem Quellenauszug werden sehr knapp Autor oder Autorin, Text und Quellenauszug präsentiert und kommentiert.

## 1. Plutarch, Von den Tugenden der Frauen

(zu S. 159 im Buch)

*Der griechische Geschichtsschreiber und Biograph Plutarch (ca. 45 bis 125 n. Chr.) galt schon von alters her als kaum zu übertreffendes Vorbild für die Historiographie. Unter seinen Werken findet sich u.a. eine (nicht genauer zu datierende) Abhandlung über die Tugenden der Frauen bzw. genauer über das tugendhafte Verhalten von Frauen in schwierigen Lebenslagen. Das Werk richtet sich insofern auch an eine weibliche Leserschaft (wobei viele Frauen möglicherweise des Lesens unkundig waren und sich das Werk vorlesen lassen mussten – Plutarch spricht in diesem Zusammenhang nämlich vom »Vergnügen der Ohren«. Auf jeden Fall ist es einer vornehmen Dame aus Delphi, Clea, gewidmet. Die Vorrede an sie macht auch deutlich, dass es sich hier um eine programmatische Schrift handelt, insofern, als hier die »Geschichtswürdigkeit« von Frauen grundsätzlich betont und gegen ältere Meinungen prominenter Historiographen, allen voran den »Altmeister« der Historiographen, den Athener Thukydides (ca. 460–400 v. Chr.) behauptet wird. Dabei werden männliche und weibliche Tugenden gegeneinander aufgerechnet, ohne jedoch die Geschlechterdifferenz völlig zu leugnen: Frauen sind auf ihre eigene Weise tugendhaft (sie sind eher große Liebende als mutige Kämpferinnen) und haben ihre eigenen Prüfungen zu bestehen. Diejenigen der Männer fallen demgegenüber anders, aber eben nicht wichtiger oder gewaltiger aus, zumal auch deren Tugendleistungen nicht alle gleich sind.*

(Aus: Plutarque, *Oeuvres Morales*, Tome IV. Texte établi et traduit par Jacques Boulogne, Paris 2002, S.40–42 u. S.48 ; Übersetzung aus dem Französischen C.O-B.).

### Von den Tugenden der Frauen

Über die Verdienste der Frauen, Clea, sind wir nicht der gleichen Meinung wie Thukydides. Er behauptet ja, dass diejenige die Vollkommenste ist, von der man am wenigsten außerhalb des Hauses spricht, ganz gleich, ob Gutes oder Schlechtes, denn er meint, dass der Name einer ehrbaren Frau ebenso verborgen bleiben und das Haus nicht verlassen sollte wie ihre Person. Georgias erscheint uns schon etwas differenzierter in seiner Meinung, da er davon ausgeht, dass zwar die physische Erscheinung einer Frau verborgen bleiben soll, aber nicht ihr guter Ruf. Uns hingegen erscheint die römische Sitte perfekt, wo im Namen des Staates den Frauen ebenso wie den Männern nach dem Tod ehrende Nachreden gehalten werden. Aus diesem Grunde haben wir uns ja, nach dem Tode unserer Leontis, die so viele Verdienste auf sich vereinte, ausführlich über sie unterhalten und die Philosophie versagte uns ihren Trost nicht. Und auch jetzt habe ich hier für Dich nach Deinen Wünschen eine Abhandlung verfasst, in der die identischen Verdienste von Männern und Frauen gezeigt werden können, ganz so, wie wir das in unseren Gesprächen erörtert haben. Die Geschichte dient uns als Vorbild; wir haben sie aber weniger für das Vergnügen der Ohren arrangiert, sondern die historischen Beispiele sollen neben dem Vergnügen vor allem auch der Überzeugung dienen. [...]

In der Tat, es gibt kein besseres Mittel um zu lernen, wie sehr sich die Tugend der Frauen und diejenige der Männer sowohl ähnelt wie aber auch unterscheidet, als ihre Lebensgeschichten und ihre Handlungen wie zwei Kunstwerke nebeneinander zu stellen und zu vergleichen, und dann beispielsweise festzustellen, dass das Streben der Semiramis nach Größe ganz demjenigen des Sesostris gleichkommt, oder dass die Intelligenz der Tanaquil ganz

gleich ist wie jene des Königs Servius, oder derjenige der Timocleia demjenigen des Pelopidas gleicht, wenn man den Begriff der Tugend in seinem allgemeinsten Sinne nimmt. Denn sicherlich gehorchen die tugendhaften Verhaltensweisen unterschiedlichen Regeln. Sie haben sozusagen andere Farbschattierungen, denn sie entsprechen den unterschiedlichen Sitten, Temperamenten, Lebensregeln usw., die ihnen zu Grunde liegen. *[Aber das gilt auch für die Männer, C.O.]* Ganz unterschiedlich ist der Mut des Achilles und des Ajax, die Klugheit des Odysseus ist nicht diejenige Nestors; Cato und Agesilas waren auch nicht auf dieselbe Weise gerecht. Die Liebe der Irene für ihren Liebhaber war unähnlich derjenigen der Alceste für ihren Ehemann und die Hochherzigkeit der Cornelia war völlig anders geartet als die der Olympia.

Doch sollten wir darauf nicht verschiedene Arten von Mut, von Klugheit und Gerechtigkeit ableiten und auch niemanden von diesen Tugenden ausschließen, nur weil die individuellen Verhaltensweisen so höchst unterschiedlich sind. [...]

## 2. Anonymus: Die Vita der Königin Zenobia (etwa 2. Jh. n. Chr)

(zu S. 162 im Buch)

*Die Herrscherin Zenobia (bzw. Bathzabbai, also: Tochter des Tabbai bzw. Zenobius) herrschte 267–271/27 für ihren minderjährigen Sohn Vaballath über die Stadt Palmyra, eine wichtige Handelsstation zwischen West und Ost, im heutigen Syrien gelegen. Eine der aussagekräftigsten Quellen über sie findet sich in der lateinisch verfassten Kaisergeschichte (»Historia Augusta«), eine spätantike Sammlung von 30 Kaiserbiographien, deren Autorschaft bis heute umstritten ist.*

(aus: Anja Wieber: Die Augusta aus der Wüste – die palmyrische Herrscherin Zenobia, in: Wagner-Hasel/Späth (Hg.), *Frauenwelten in der Antike*, S. 298–300)

Nun ist das Maß der Schande voll; ist es doch in dem erschöpften Staat so weit gekommen, dass während des schändlichen Treibens des Gallienus sogar Weiber trefflich regierten, und zwar Nichtrömerinnen. Hat doch eine solche, die schon vielfach genannte Zenobia, die sich ihrer Abkunft von Kleopatra und den Ptolemäern berühmte, als Nachfolgerin ihres Gatten Odenatus sich den Kaisermantel um die Schultern gelegt, sich wie Dido gekleidet, auch das Diadem angelegt und im Namen ihrer Söhne Herennianus und Timolaus länger, als es sich mit ihrem weiblichen Geschlecht vertrug, regiert. So hat denn diese stolze Frau zur Zeit, da Gallienus noch den Staat lenkte, das Herrscheramt ausgeübt; da dem Claudius durch die Kämpfe mit den Goten die Hände gebunden waren, wurde sie erst mit Mühe von Aurelian besiegt, und, im Triumph aufgeführt, der römischen Botmäßigkeit unterworfen. [...]

[Zenobia] lebte in königlicher Pracht. Eher nach persischem Brauch ließ sie sich kniefällig begrüßen. Nach persischem Königsbrauch gestaltete sie ihre Tafel. Nach dem Brauch der römischen Kaiser erschien sie zu den Heeresversammlungen im Helm und in Purpur, an dessen unterstem Saum Juwelen hingen, während das Mittelstück mit einer Agraffe nach Frauenart mit einem schneckenförmigen Edelstein zusammengehalten wurde; die Arme ließ sie häufig unbedeckt. Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich, die Hautfarbe dunkel; sie hatte ungewöhnliche lebendige schwarze Augen, besaß einen wunderbaren Geist und unglaublichen Charme. Ihre Zähne waren so blendend weiß, dass viele sie für Perlen, nicht für gewöhnliche Zähne erklärten. Ihre Stimme klang hell und männlich. Wo es nottat, war sie streng wie ein Tyrann; wo es die Menschlichkeit erforderte, zeigte sie die Milde eines guten Fürsten. Sie wusste mit Bedacht zu spenden, hielt aber ihre Schätze besser zusammen, als von einer Frau zu erwarten stand. Sie benutzte einen zweirädrigen Wagen, selten einen vierrädrigen, häufiger ritt sie. Es heißt aber, dass sie nicht selten drei oder vier Meilen zu Fuß mit den Fußtruppen zurückgelegt habe. Der Jagdleidenschaft frönte sie wie ein Spanier. Oft trank sie im Kreis ihrer Generäle, während sie im allgemeinen enthaltsam war; sie trank auch Perser und Armenier unter den Tisch. Bei ihren Banketten bediente sie sich goldener, juwelenbesetzter Trinkgefäße, auch solcher, die von Kleopatra stammten. Sie ließ sich von älteren Eunuchen bedienen, kaum je von Mädchen. Ihre Söhne hielt sie an, lateinisch zu sprechen, was zur Folge hatte, dass sie Griechisch nur mit Mühe und selten sprachen. Sie selbst verstand nicht gerade viel Latein und sprach es nur schüchtern; dagegen war sie im Ägyptischen perfekt. In der alexandrinischen und orientalischen Geschichte war sie so bewandert, dass sie einen Auszug daraus verfasst haben soll; die römische Geschichte hatte sie in griechischer Fassung gelesen.

Als Aurelian sie nach ihrer Gefangennahme vor sich führen ließ und sie mit den Worten anherrschte: »Zenobia, wie konntest du dich nur erdreisten, römischen Kaisern Hohn zu sprechen?«, soll sie gesagt haben: »Dich, den Siegreichen, erkenne ich als Kaiser an, einen Gallienus und Aureolus aber und die anderen Herrscher habe ich nicht anerkannt. Ich

hätte gewünscht, mit Victoria, die ich als mir ebenbürtig erachte, die Herrschaft gemeinsam auszuüben, wäre es möglich gewesen.«

So wurde sie denn im Triumph aufgeführt mit einem nie zuvor vom römischen Volk gesehenen Gepränge. Zunächst wurde sie mit einer solchen Masse von Juwelen behangen, dass sie unter der Last des Schmuckes fast zusammenbrach. Das sehr starke Weib soll nämlich immer wieder stehen geblieben sein und erklärt haben, sie vermöge die Last der Juwelen nicht zu tragen. Überdies trug sie an den Füßen goldene Fesseln und ebensolche auch an den Händen; auch hatte man ihr um den Nacken eine goldene Kette gelegt, an der ein persischer Possenreisser sie führte. (Das Leben) hat Aurelian ihr geschenkt, sie soll danach mit ihren Kindern im Stil einer vornehmen römischen Dame auf einer ihr im Gebiet von Tibur angewiesenen Besitzung, die noch heute ihren Namen trägt, gelebt haben, in der Nähe vom Palast Hadrians und der Ortschaft, die Conca heißt.

### 3. Giovanni Boccaccio, Von den berühmten Frauen (ca. 1361–1375)

*Anders als Boccaccios berühmtestes Werk, der Decamerone (1348–1353), ist sein Werk über Die großen Frauen in Latein verfasst. Es gehört zu einer Reihe von enzyklopädischen Texten des Verfassers, die im 14. und 15. Jahrhundert hohes Ansehen als Lesebücher und Nachschlagewerke über antike Mythen und Geschichte genossen. Das Werk zielt auf eine umfassende Darstellung weiblicher Leistungen und Ruhmestaten in – nach dem zeitgenössischen Geschichtsverständnis – belegbaren, weil in Quellen fassbaren Biographien. Gewidmet ist es der Gräfin von Altavilla, Andrea Acciaiuoli, der sich Boccaccio als Gönnerin verpflichtet fühlte. Das Werk enthält 106 literarisch hochstehende Frauenportraits; sein Abschluss bildet die Biographie der zu Boccaccios Zeit berühmtesten lebenden Fürstin, der Königin Johanna von Jerusalem und Sizilien.*

(aus: Giovanni Boccaccio, *De claris mulieribus/Die großen Frauen*. Lateinisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Irene Erfen und Peter Schmitt, Stuttgart 1995, S.17–21 und S.221–225)

#### a) Aus dem Widmungsbrief

Schon in grauer Vorzeit haben einige der Alten Kompendien über große Männer geschrieben; und auch in unserer Zeit tut das – wenn auch in größerem Umfang und geschliffenerem Stil – Francesco Petrarca, mein Mentor, ein besonderer Mensch und glänzender Schriftsteller – und zu Recht: Denn wer all seine Mühe, all sein Hab und Gut und, wenn nötig, Leib und Leben einsetzt, um anderen mit großen Taten den Rang abzulaufen, der hat verdient, dass sein Name der Nachwelt in dauerndem Gedächtnis bleibt. Andererseits habe ich mich gewundert, dass Frauen bei diesen Schriftstellern so wenig Anklang gefunden haben, dass man ihnen nicht einmal die Gnade einer Verewigung, in einer nur ihnen gewidmeten Darstellung erwiesen hat, da doch ganz klar ist – und das zeigt sich in den Kompendien der Geschichtsschreibung –, dass Frauen viel geleistet haben, ebenso tatkräftig wie beherzt. Und wenn man Männer preisen muss, die im Vollbesitz ihrer Manneskraft Großes geleistet haben, um wie viel mehr dann Frauen, denen in so gut wie jeder Hinsicht natürliche Schwäche angeboren ist, wenn sie sich ermannen und wachen Geistes mit bemerkenswerter Tatkraft wagen und tun, was auch Männern mehr als schwer wird. Damit also die Frauen nicht um ihre Verdienste betrogen werden, kam mir die Idee, die, die mit die Geschichte zuträgt, zu versammeln, um sie zu rühmen und auszuzeichnen und ihnen aus der großen Zahl anderer noch einige hinzuzufügen, die, sei es Wagemut, sei es Geisteskraft oder Streben, Gunst der Natur oder des Glücks oder erlittenes Unrecht hervorhoben; und diesen wiederum noch einige wenige hinzuzugesellen, die, wenn sie auch nichts Bemerkenswertes getan haben, doch Anlass zu großen Taten gegeben haben. [...] Damit es aber nicht so aussieht, als hätte ich nach guter alter Sitte die Dinge nur so obenhin gestreift, scheint es mir nicht nur nützlich, sondern auch praktisch, das, was ich über bestimmte Frauen in zuverlässigen Quellen gefunden habe, jeweils in einer etwas längeren Geschichte auszubreiten. Ich glaube, dass Frauen an den Taten von Frauen nicht weniger interessiert sind als Männer. Da nun aber Frauen gemeinhin nicht mit der Literatur vertraut sind, brauchen sie eine ausführlichere Darstellung und sind dafür dankbar.

Noch etwas muss gesagt werden: Von der ersten Mutter Eva abgesehen, schien es mir nicht angebracht, die behandelten Frauen – fas alles Heidinnen – Frauen aus der Heiligen Schrift, Christinnen und Jüdinnen, beizugesellen: sie passen nicht zusammen und gehen nicht im gleichen Schritt. Letztere haben sich, um den wahren ewigen Ruhm zu erlangen, oft zu fast unmenschlichen Leiden gezwungen und sind den Geboten des heiligen Lehrers Christus nachgefolgt;

jene sind zwar auch mit großer Anstrengung zu ihrem Ruhm gekommen, aber doch durch das Geschenk der Natur und durch natürlichen Antrieb, oder eher, weil sie irdischen Glanz wollten oder unter der Last des Schicksals selbst die schlimmsten Prüfungen ertrugen. Diese genießen für ihre Verdienste den Ruhm des ewigen Lebens, strahlend im wahren unvergänglichen Licht; und wir wissen auch, wie viele fromme Männer, bewandert in der Heiligen Schrift und von verehrungswürdiger Autorität, über sie ganze Bücher geschrieben haben – wie ja auch nur recht und billig –, über ihre Jungfräulichkeit, ihre Keuschheit, Frömmigkeit und Tugend, über ihre unüberwindbare Standhaftigkeit in den Versuchungen des Fleisches oder unter der Folter des Tyrannen. Wohingegen niemand, ich habe es schon gesagt, die Taten jener anderen Frauen in einem eigenen Buch erzählt hat, und erst ich mich daran mache, sie zu schildern, als bescheidene Widergutmachung, wenn man so will. [...]

## *b) Über Johanna, Königin von Jerusalem und Sizilien*

Johanna die Königin von Jerusalem und Sizilien, steht über allen Frauen unserer Zeit durch ihre Familie, ihre Macht und ihren Charakter. [...] Johann war also die erstgeborene Tochter des erlauchten Herzogs Karl von Kalabrien (des ersten Sohns König Roberts von Jerusalem und Sizilien) und Marias, der Schwester König Philipps von Frankreich. Wollten wir in ihrer Ahnenreihe nach den Vorfahren ihrer Eltern suchen, so kämen wir schließlich über ungezählte Generationen von Königen bis zu Dardanus, dem Gründer Ilions, den die Alten für einen Sohn Jupiters hielten. Aus diesem altdlen Geschlecht sind so viele große Fürsten entsprossen, dass es keinen König der Christenheit gibt, mit dem sie nicht versippt oder verschwägert wäre; und so kommt ihr niemand an Adel gleich, nicht in den Tagen unserer Ahnen noch in der heutigen Zeit. Ihr Vater Karl starb früh, als sie noch ein kleines Mädchen war; und da ihr Großvater Robert keine männlichen Erben hatte, war sie bei seinem Tod die einzig rechtmäßige Erbin; er hatte dies auch durch sein Vermächtnis bekräftigt. Und diese prächtige Erbschaft, die ihr zufiel, lag wahrlich nicht jenseits der hitzeverbrannten Tropen oder unter dem eisstarrenden Nordpol im Sarmatenland, sondern zwischen dem Adriatischen und dem Tyrrhenischen Meer von Umbrien, Picenium und dem alten Volskerland bis zur Meerenge von Messina unter einem milden Himmel. [...]

Die Größe dieses Riesenreiches lässt uns, wenn man sich's recht überlegt, staunen, und dass es, was ja sonst nicht üblich ist, im Besitz einer Frau ist, erhöht noch ihren Ruhm. Was uns aber noch weit mehr staunen macht: sie hat auch das Herz einer Herrscherin; das glänzende Genie ihrer Ahnen ist noch lebendig in ihr. Als sie die Krone empfangen hatte, zeigte sie ihre Fähigkeiten und säuberte Stadt und Land, ja sogar die entlegenen Schluchten der Alpen, Wälder und Höhen vom Verbrechergesindel; erschreckt floh es und zog sich auf hochgelegene Burgen zurück. Gegen diese Burgen schickte sie ein Herr unter einem tapferen Führer und belagerte sie so lange, bis sie die Mauern gebrochen und die Schurken ihrer Strafe zugeführt hatte: keine ihrer königlichen Vorgänger hatte das gewollt oder gekonnt. Sie schuf Ordnung in ihrem Reich, so dass nicht nur der Arme, sondern auch der Reiche bei Tag und in der Nacht sicher seines Weges gehen und dabei sein Liedchen trällern konnte. Und, was ebenso förderlich war, sie legte den Edlen und Grossen des Reiches solche Bescheidenheit auf und besserte ihre verrohten Sitten, dass sie von ihrem alten Dünkel ließen; und hatten sie sich früher keinen Deut um die Könige geschert, so zittern sie nun vor ihrem Zorn. Zudem ist sie eine so scharfsinnige Frau, dass man ihr nichts vormachen, sie keinesfalls betrügen kann. Sie tritt prächtig auf – eher wie ein König als wie eine Frau. Auch dankbar ist sie, vergisst geleistete Dienste nicht. Langmütig ist sie und beharrlich; und von ihrem geheiligten Vorsatz bringt sie so leicht nichts ab: die Attacken des wütenden Geschicks gegen sie haben das zur Genüge gezeigt. Immer wieder wurde sie heftig von ihnen gebeutelt und hin und her geschleudert, denn im Innern hatte sie die Zwistigkeiten der königlichen Prinzen zu ertragen, auswärts Kriege, die nicht selten sogar bis ins Herz des Reiches tobten; sie musste ohne eigene Schuld Flucht und Exil erdulden, die Bosheit ihrer Ehemänner, die Missgunst des Adels, üble Nachrede, die Drohungen der Päpste und vieles mehr – alles ertrug sie tapferen Herzens; und schließlich wurde sie aufrecht und unbesiegt mit allem fertig: welche eine Leistung wäre das für einen starken, mächtigen König gewesen, geschweige denn für eine Frau!

Und obendrein: Sie ist schön und heiter von Angesicht, ihre Rede sanft, und jedermann freut sich über ihre Beredsamkeit. Und bei all ihrer königlich-unbeugsamen Würde: Wenn es nottut, ist sie von einer menschlichen Umgänglich-

keit, von Treue, Sanftmut und Güte, dass man in ihr eher die Gefährtin ihrer Untertanen als deren Königin sehen möchte. Was kann man mehr von einem klugen König verlangen? Es würde zu weit führen, wenn man all ihre Vollkommenheiten aufzählen wollte. Und deshalb bin ich der Meinung, dass sie nicht nur eine große, hochberühmte Frau ist, sondern dass sie eine ganz außerordentliche Zierde Italiens ist, wie sie bislang kein anderes Volk gesehen hat.

## 4. Christine de Pizan: Das Buch von der Stadt der Frauen (1405)

(zu S. 163ff. im Buch)

*Das »Buch von der Stadt der Frauen« ist Teil eines zweibändigen Erziehungsschrift, die Christine de Pizan, Tochter eines toskanischen Gelehrten und »erste Berufsschriftstellerin Europas«, 1405 der jungen Herzogin von Burgund widmete und verehrte. Die allegorische »Stadt der Frauen« steht zwar nur auf dem Papier, aber sie dient als Schutzburg für alle zu Unrecht verfolgten Frauen. Ihre »Schutzmauern« bilden die großen (heidnischen) Fürstinnen der Weltgeschichte – denen schon Boccaccio ein Denkmal setzen wollte –, aber auch die wehrhaften Amazonen. Ihre Bewohnerinnen sind die tugendhaften Christinnen, die guten Ehefrauen, Märtyrerinnen und Heiligen, an ihrer Spitze die Jungfrau Maria selbst, die die »Stadt der Frauen« regiert. Die phantasievolle, bildreiche Darstellung Pizans zielt stärker auf ein Publikum von (weiblichen) Laien als die gelehrte lateinische Darstellung Boccaccios. Dennoch verfolgt Pizan durchaus ähnliche Ambitionen: Es geht auch ihr darum, Gerechtigkeit herzustellen und Frauen das Ansehen zu verschaffen, das ihnen von frauenfeindlichen Schriftstellern so lange vorenthalten wurde.*

(aus Christine de Pizan, *Das Buch von der Stadt der Frauen*. Vollständige Ausgabe. Aus dem Mittelfranzösischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von Margarete Zimmermann, München 1990, S. 35–40 und 72–73)

*a) Aus dem ersten Kapitel, das erzählt, »weshalb und aus welchem Antrieb dieses Buch verfasst wurde«.*

Als ich eines Tages meiner Gewohnheit gemäß, die meinen Lebensrhythmus bestimmt, umgeben von zahlreichen Büchern aus verschiedenen Sachgebieten, in meiner Klause saß und mich dem Studium der Schriften widmete, war mir Verstand es zu jener Stunde einigermaßen leid, die bedeutenden Lehrsätze verschiedener Autoren, mit denen ich mich seit längerem auseinandersetzte, zu durchdenken. Ich blickte also von meinem Buch auf und beschloss, diese komplizierten Dinge eine Weile ruhen zu lassen und mich stattdessen bei der Lektüre heiterer Dichtung zu zerstreuen. Auf der Suche nach irgendeinem Bändchen fiel mir ganz unerwartet ein Buch in die Hand; es gehörte nicht zu meinem eigenen Bestand, sondern war mir zusammen mit anderen Bänden zur Aufbewahrung anvertraut worden. Ich öffnete es, entnahm dem Titelblatt, dass es sich Matheolus nannte und lächelte, denn bisher hatte ich es zwar noch nie einsehen können, aber schon oft gehört, es verbreite, im Gegensatz zu anderen Büchern, Gutes über die Frauen. [...] Ich blätterte nur ein wenig darin herum und legte es, nach einem Blick auf den Schluss, beiseite, um mich anspruchsvolleren und nützlicheren Studien zuzuwenden. Aber so unbedeutend dieses Buch im Grunde auch war, es lenkte meine Gedanken doch in eine neue Richtung: in meinem Inneren war ich verstört und fragte mich, welches der Grund, die Ursache dafür sein könnte, dass so viele und so verschiedene Männer, ganz gleich welchen Bildungsgrades, dazu neigten und immer noch neigen, in ihren Reden, Traktaten und Schriften derartig viele teuflische Scheußlichkeiten über Frauen und deren Lebensumstände zu verbreiten. Und zwar nicht nur einer oder zwei oder nur jener Matheolus, der in literarischer Hinsicht völlig unbedeutend ist und Lügengewäsch verbreitet, nein, allorts, in allen möglichen Abhandlungen scheinen Philosophen, Dichter, alle Redner (ihre Auflistung würde zu viel Raum brauchen) wie aus einem einzigen Mund zu sprechen und alle zu dem gleichen Ergebnis zu kommen, dass nämlich Frauen in ihrem Verhalten und ihrer Lebensweise zu allen möglichen Formen des Lasters neigen.

Da mich diese Dinge sehr beschäftigten, machte ich mich daran, mich selbst und mein Verhalten als Wesen weiblichen Geschlechts zu prüfen; und in ähnlicher Weise diskutierte ich mit anderen Frauen, die ich traf: mit zahlreichen Fürstinnen, einer Unmenge von Frauen aus den verschiedenen sozialen Ständen, die mir liebenswürdigerweise ihre geheimsten Gedanken offenbarten, damit ich auf der Grundlage dieses Wissens und völlig unvoreingenommen abwäge, ob das, was so viele ehrenwerte Männer über die Frauen verbreiten, zutrifft. Aber trotz allem, was ich auf diesem Wege erfuhr, und obwohl ich äußerst gründlich beobachtete und prüfte, fand ich keinerlei Anhaltspunkte für solche abschätzigen Urteile über meine Geschlechtsgenossinnen und die weiblichen Stände. Dennoch bezog ich Position gegen die Frauen und meinte, es sei unvorstellbar, dass so bedeutende Männer – berühmte Gelehrte von beträchtlichem intellektuellen Format, scharfsinnig in jeder Hinsicht, wie jene es zu sein schienen –, dass diese Männer Lügen über die Frauen verbreitet hätten; und dies an so vielen Stellen, dass ich kaum einmal einen Band moralischen Schrifttums fand (ganz gleich, aus welcher Feder), ohne bereits nach kürzester Zeit auf frauenfeindliche Kapitel oder Aussprüche zu stoßen! Schon daraus schloss ich, dies müsse stimmen – auch wenn ich selbst in meiner Einfalt und Unwissenheit unfähig war, meine eigenen schlimmen Schwächen und die der anderen Frauen zu erkennen. Und so verließ ich mich mehr auf fremde Urteile als auf mein eigenes Gefühl und Wissen.

In diesen Gedanken steigerte ich mich dermaßen hinein, dass ich in einem Zustand der Lethargie verharnte. Ich dachte in diesem Zusammenhang an eine Unzahl von Autoren, die einer nach dem anderen in meine Erinnerung zurückkehrten, gerade so wie ein Quell, der ständig von neuem zu sprudeln beginnt. Zu guter Letzt kam ich sogar zu dem Schluss, Gott habe mit der Frau ein niederträchtiges Wesen erschaffen. Allerdings konnte ich es mir nicht erklären, wie der so überaus würdige Schöpfer sich zu einem solch abscheulichen Werk hatte herablassen können: zur Erschaffung eines Gefäßes, einer Brutstätte und eines Hortes aller Schlechtigkeit und Laster, wie jene Männer behaupteten. In solchen Gedanken befangen, erfüllten mich gewaltiger Überdruß und große Verzagtheit, denn ich verachtete mich selbst und mit mir das gesamte weibliche Geschlecht, als wäre es ein Irrtum der Natur. [...]

*b) Hier erzählt Christine, wie ihr drei vornehme Frauen erscheinen, wie ihre Anführerin sie anredet und sie über ihren Kummer hinwegtröstet.*

Während ich mich mit so traurigen Gedanken herumquälte, den Kopf gesenkt hielt wie eine, die sich schämt, mir die Tränen in den Augen standen und ich den Kopf in meiner Hand barg, den Arm auf die Stuhllehne gestützt, sah ich plötzlich einen Lichtstrahl auf meinen Schoß fallen, als wenn die Sonne schiene. Und ich, die ich mich an einem dunklen Ort aufhielt, den zu dieser Stunde die Sonne gar nicht erhellen konnte, schreckte auf, gleich einer Person, die aus dem Schlaf hochfährt. Ich hob den Kopf, um die Lichtquelle zu suchen, und erblickte drei gekrönte Frauen von sehr edlem Aussehen, die leibhaftig vor mir standen. [...] Da redete die erste der drei Frauen mich lächelnd folgendermaßen an: »Teure Tochter, erschrick nicht, denn wir sind nicht gekommen, um dir zu schaden oder dir Kummer zu bereiten, sondern um dich zu trösten und dich aus deiner Unwissenheit zu erlösen, weil uns deine Verwirrung dauert. Sie verdunkelt so sehr deinen Verstand, dass du das, was du mit Sicherheit weißt, abstreitest und glaubst, was du selbst nicht aus eigener Anschauung oder eigener Erfahrung, sondern lediglich aus den zahlreichen Meinungsäußerungen fremder Menschen weißt. Du gleichst dem Narren aus dem Schwank, dem man, während er in der Mühle schlief, Frauenkleider anzog und der beim Erwachen, weil seine Gegner ihm weismachten, er sei eine Frau, diesen Lügen mehr Glauben schenkte als der Gewissheit seiner Existenz. Wie geht das an, schöne Tochter? Wo hast du all deinen Scharfsinn gelassen? [...] Weißt Du denn nicht, dass die höchsten Dinge zugleich die umstrittensten sind? Und wenn du dein Augenmerk auf die allerhöchsten Dinge, die Ideen, da heißt: die himmlischen Dinge richtest, so solltest du auch einmal erwägen, ob nicht die größten Philosophen aller Zeiten, die du gegen dein eigenes Geschlecht einsetzt, vielleicht falsche Schlüsse gezogen haben; und ob nicht der eine auf den anderen antwortet und sie sich wiederholen: genau das hast du ja selbst im Buch von der *Metaphysik* beobachtet, wo Aristoteles fremde Meinungen wiedergibt und sowohl Platon als auch andere wiederholt. Und bedenke

ebenfalls, dass der heilige Augustin und andere Kirchenväter sogar Aristoteles korrigiert haben und damit den Fürsten der Philosophie, der in der Natur- und Moralphilosophie zu höchsten Erkenntnissen gelangt war. [...] Deshalb rate ich Dir, ihre Werke in deinem Sinne zu lesen und die frauenfeindlichen Passagen, in welcher Absicht auch immer sie verfasst sein mögen, so zu verstehen. [...] Denn eines musst du wissen: alle Bosheiten, die allerorts über die Frauen verbreitet werden, fallen letzten Endes auf die Verleumder und nicht auf die Frauen zurück.«

## *Von den Amazonen*

Auf der anderen Seite Europas, in der Nähe des großen Ozeans, der die ganze Welt umgibt, liegt ein Land namens Skythien. Vor langer Zeit geschah es, dass dieses Land durch den Krieg alle bedeutenden Männer dieser Gegend verlor. Als die dort lebenden Frauen sahen, dass sie all ihre Ehemänner, Brüder und männlichen Verwandten verloren hatten und ihnen nur die Greise und die kleinen Kinder geblieben waren, fassten sie sich ein Herz, versammelten sich, berieten sich und beschlossen, von nun an selbst die Herrschaft auszuüben, ohne sich Männern zu unterwerfen. Sie schufen einen Erlass, der besagte, dass es keinem Mann gestattet sei, in ihr Hoheitsgebiet einzudringen; dass sie sich jedoch, um für Nachkommenschaft zu sorgen, zu bestimmten Zeiten des Jahres in benachbarte Gegenden begäben, dann in ihr Land zurückkehrten und, wenn sie Jungen gebären würden, diese zu ihren Vätern schicken, Mädchen jedoch aufziehen wollten. Mit der Durchführung dieses Beschlusses betrauten sie zwei der edelsten Frauen unter ihnen, die sie zu Königinnen krönten; die eine hieß Lampheto, die andere Marpesia. Danach verjagten sie sogleich alle Männer, die ihnen geblieben waren, aus ihrem Land; dann bewaffneten sie sich und lieferten alle, sowohl die Frauen als auch die Jungfrauen, ihren Feinden heftige Kämpfe. Mit Feuer und Waffengewalt verwüsteten sie das gesamte Land, und es gab niemanden, der ihnen zu widerstehen vermocht hätte.

Auf diese Weise begannen die Frauen von Skythien, Waffen zu tragen. Später nannte man sie Amazonen, was so viel bedeutet wie »Brustlose«, denn es war bei ihnen üblich, den Adligen unter ihnen im Kindesalter durch einen bestimmten kunstvollen Eingriff die linke Brust wegzubrennen, damit sie sie nicht daran hinderte, den Schild zu tragen; den Nichtadligen entfernte man die rechte Brust, damit sie besser mit dem Bogen schießen konnten. Sie übten das Waffenhandwerk mit so viel Vergnügen aus, dass sie durch Waffengewalt ihr Land und ihren Herrschaftsbereich beträchtlich vergrößerten, so dass die Kunde ihres großen Ruhms überallhin drang. [...] Sie eroberten schließlich einen großen Teil Europas und Asiens, unterwarfen mehrere Königreiche und brachten sie unter ihre Herrschaft, gründeten manche Städte und Staaten, darunter, in Asien, die Stadt Ephesos, die lange Zeit berühmt war und es immer noch ist. [...].

## 5. Cornelius Agrippa von Nettesheim: Von dem Vorzug und der Fürtrefflichkeit des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen (1509)

(zu S. 140 im Buch)

*Der vom Niederrhein stammende Humanist Cornelius Agrippa von Nettesheim verfasste sein »Frauenlob« 1509 als Antwort auf die wachsende Frauenfeindlichkeit spätmittelalterlicher Gelehrter und Scholastiker. Er verband darin die Kritik an der traditionellen Bibelauslegung und Wissenschaft mit einer originellen neuen Methodik der Textauslegung. Nicht zuletzt benutzte er historische Beispiele, um diese neue Methodik zu stützen und seine These von der Gleichwertigkeit der Geschlechter zu belegen. Dass er dabei ins andere Extrem verfiel und die Frauen als das »vornehmere und edlere Geschlecht« rühmte, ist Teil seiner an der klassischen Rhetorik geschulten Argumentationsweise, die das Paradox benutzt, um die eigentliche Aussage noch deutlicher herausstreichen zu können. Das knapp 50 Seiten schmale, frühe Werk Agrippas ist wiederum einer mächtigen Frau – der burgundischen Herzogin Margarete – gewidmet, von der sich Agrippa (vergeblich) Unterstützung und eine Stelle bei Hof erhoffte. Agrippa benutzt, ähnlich wie Pizan, biblische Zitate und historiographische Überlieferung für seine Argumentationsweise, wobei bei ihm die biographische Dimension stark hinter der systematischen Argumentation zurücktritt. Er vertritt meines Wissens nach als erster die These, dass die schlechte und unwürdige Lage des weiblichen Geschlechts durch männlichen Egoismus und Herrschsucht etabliert wurde – im Gegensatz auch zu Christine de Pizan oder Boccaccio, die hier nur eine Verfehlung der Schriftsteller und Philosophen erkennen können, nicht aber eine gezielte Handlung des männlichen Geschlechts als solchem. Folgerichtig fordert Agrippa eine institutionelle Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts, wenn auch nur hypothetisch: Es spricht seiner Auffassung nach nichts dagegen, dass Frauen Richter, Herrscher und Akademiker sein können und sollen.*

(aus: Agrippa von Nettesheim, *Von dem Vorzug und der Fürtrefflichkeit des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen*. Fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe Jena 1736, hg. von Gerd Kimmerle, Tübingen 1987. Vgl. dazu auch Jörg Jungmayer, Einführung zu Henricus Cornelius Agrippa von Nettesheim, Valens Acidalius und zu ...Ob die Weiber Menschen seyn oder nicht?, in: Elisabeth Gössmann (Hg.), *Ob die Weyber Menschen seyn oder nicht?*, München 1988 (=Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung, Bd.4), S.33–51)

### § I

Der grundgütige und große Gott, der Schöpfer aller Dinge, schuf im Anfang der Welt den Menschen nach seinem Ebenbilde, und ihm selbst gleich, und schuf sie ein Männlein und Fräulein. Der Unterschied dieser beyden Geschlechter bestehet nur in der unterschiedlichen Gelegenheit der Theile des Leibes, welche nöthig sind zur Fortpflanzung und Erhaltung des menschlichen Geschlechts. Denn Gott hat einerley Gestalt, sowohl des einen, als des anderen Seele gegeben, unter welcher kein Unterscheid. Das Weib hat von Gott eben solchen Verstand empfangen, als der Mann, eben die Vernunft, und eben solches Vermögen zu discurren<sup>1</sup>. Sie hat eben den Endzweck und das Absehen, welches er hat, welches

<sup>1</sup> Im Sinn von »sprechen, erwägen, reflektieren«.

ist die ewige Seligkeit, da kein Unterschied der Geschlechter sein wird, was nemlich den Gebrauch anlanget, denn nach der Wahrheit des Evangelii wird wohl ein jeder auferstehen in seinem eigenen Leibe, aber sowohl dem einen, als dem andern ist versprochen die Gleichheit der Engel. So ist demnach unter ihnen, nemlich zwischen Mann und Weib, in Betrachtung der Seelen und des Verstandes kein Vorzug, und gehet keiner dem andern an Vortrefflichkeit vor, sondern es haben beyde Geschlechter von Natur gleiche Freyheit.

## § II.

Was die andern Sachen anlanget, so man bey dem männlichen Geschlechte ausser dem göttlichen Wesen der Seelen antrifft, so gehet das weibliche Geschlecht demselben weit vor; solches wird in folgenden sich befinden, daß es wahr und gewiß sei, wenn wir werden nach unserem Vorhaben gezeigt haben, nicht durch scheinbare Redens-Arten, nicht durch eitele und scharfsinnige Vernunft-Schlüsse aus der Logic, womit die meisten Sophisten gewohnt sind, die Gemüther zu verwirren, sondern durch die Auctorität der besten Scribenten<sup>2</sup>, in vielen wahrhaftigen Historien der vergangenen Zeiten, und durch klare und deutliche Ursachen, wie auch durch die Zeugnisse der heiligen Schrift, und endlich durch die Verordnungen eines und des andern Recht.

[...]

## § XLIX

Es haben sich auch unterschiedliche Weiber berühmt gemacht dadurch, daß sie die schönste Arbeit, so wir haben, erfunden, dergleichen ehemals gewesen die Isis, Minerva, Nicostrata; dadurch auch, daß sie haben gestiftet und aufgerichtet die Reiche und Herrschaften, wie Semiramis und Dido; dadurch, daß sie haben mit tapfferm Muth mächtige Armeen commandiret, und wider die Feinde ihrer Länder gestritten, wie Tomiris, eine Königin der Massageten, welche den grossen Cyrum, der Perser König schlug, überwand und besiegete; ingleichen auch zwo andere tapffere und Mannhaffte *Dames*, die Camilla und Valsica, die eine der Volscer Fürstin, die andere der Böhmen, zu welchen man viele andere hinzu thun kann, als die Banda, eine Indianerin, die Amazones, die Lemnier, die Phocenser und die Persier. Alle Historien sind voll berühmter Nahmen dererjenigen, welche durch eine gantz seltene und Wundernswürdige Tapfferkeit den Frieden und Ruhe in ihrem Lande gestiftet haben, wenn alles sehr misslich aussahe; unter welchen hervor leuchtet die hertzhaffte Judith [...]. Ingleichen Esther, des Ahasveri Gemahl, erledigte nicht nur ihr Volck von einem schändlichen und schädlichen und schmählichen Tod, sondern sie brachte es über dem noch dahin, dass es der König in grossem Wert hielte. Und da die Stadt Rom unter Anführung des Eneji Martii belagert wrude, ward sie erhalten durch die Vorstellungen, welche die Veturia, eine Römische Matrone, ihrem Sohn that, und also wurde diese Beherrscherin der gantzen Welt durch eine Frauens-Person von einer allgemeinen Plünderung erhalten, wmot man sie bedrohet, indem etliche Millionen Manns-Personen, welche sie beschloß, nicht mehr im stande waren selbe zu beschützen. [...] Allein, wer könnte genug rühmen diese junge und vortreffliche Jungfer, ob sie wohl von sehr schlechten Herkommens, welche im Jahr 1428. indem sie die Waffen ergriff, den Harnisch anlegte, als eine neue Amazonin, und sich vor ihre Troupen stellte, so tapffer und glücklich fochte, dass, nachdem sie die Engelländer zu unterschiedlichen mahlen bezwungen, welche sich fast von gantz Frankreich Meister gemacht, sie selbige endlich nöthigte ihrer unüberwindlichen Tapferkeit zu weichen, und brachte durch dieses Mittel das Königreich Franckreich wieder zu seinem rechtmäßigen Monarchen, zu dessen Andenken man ihr eine Seule zu Orleans auf der Brücken über die Loire aufgerichtet, um eine so rühmliche und Heldenmüthige That unsterblich zu machen.<sup>3</sup>

[...]

<sup>2</sup> Schriftsteller, Autoren.

<sup>3</sup> Es handelt sich hier um eine der frühesten historiographischen Ruhmreden auf die »Jungfrau von Orleans«, Jeanne d'Arc.

## § LII.

[...] Lycurgus und Plato, so die ältesten Gesetz-Geber gewesen, und Stifter der ersten Republicken, welche sehr kluge, verständige und wohlerfahrene Leute waren, nachdem sie durch ein langes und emsiges Bemühen in der Welt-Weisheit erlernt, [sahen] daß die Weiber in keinem Stück geringer sind, als die Männer, man möge auch betrachten ihren vortrefflichen Verstand, ihre Leibes-Stärke und die Würde der Natur, sondern, da sie selbige ihnen in allen Stücken gleich befunden, haben sie geordnet, daß sie sich mit ihnen auf allerhand Arten in Rennen und Kämpffen üben sollten, und die Krieges-Wissenschaft erlernen, den Bogen zu führen, sich geschicklich der Schleuder zu bedienen usw. [...] Man lese die alten glaub-würdigsten Scribenten, so wird man finden, daß in Getulia, unter denen Bractianern, und in Gallicien die Gewohnheit gewesen, daß, wenn die Männer ihren Wollüsten nachgegangen, die Weiber den Acker bestellen, gebauet, Handlung getrieben, geritten, und sehr geschickt verrichtet, alles, was ietzund die Männer zu thun pflegen. Bey denen Cantabriern steuerten ehemals die Weiber die Männer aus, die Schwestern erwehleten ihren Brüdern Weiber, und die Töchter waren die vornehmsten ihrer Eltern verordnet, da die Söhne ausgeschlossen wurden. [...] Allein, da ietzo alle Dinge verwirret sind durch das Ansehen, welches ihnen die Männer wider alles Recht und Billigkeit nehmen, so sind die Weiber alles ihres Vorzuges beraubt, und diese Gewaltthätigkeit zu entschuldigen, so sagt man, daß die Gesetze ihnen verbieten, sich denen Männern gleich zu achten, dass alle Privilegia, so ihnen von denen Alten zugestanden, durch die Gewohnheit, Gebrauch und Erziehung abgeschaffet seyend. [...] Sie sind gleich beraubt des Rechts sich öffentliche Bedienungen anzumaßen, die verständigsten und klügsten haben nicht die Freyheit einen vor Gericht anzuklagen, sie sind von aller Jurisdiction verworffen, sie können nicht Schiedes-Leute seyn, auch keinen an Kindes-Statt annehmen, sie dürfen nicht mit Testaments- und Criminal-Sachen zu thun haben. Sie sind von dem Kirchen-Dienst abgesondert, ob schon der Hl. Geist durch seinen Propheten Joen verspricht, nicht allein, daß die Alten werden Träume haben, die jungen Leute werden Gesichter sehen, sondern auch, dass die Töchter werden weissagen; welches man an unterschiedlichen gesehen hat, als z.E.<sup>4</sup> an der Elisabeth, und an den vier Töchtern des Philippi. Sind demnach die Weiber mit Gewalt genöthiget worden, denen Männern zu weichen, welche über selbige siegen, gleich als wären sie ihnen durch Krieges-Recht unterworfen, keineswegs durch göttliche Verordnung, nicht durch die Kraft einer geschickten Ursache, sondern durch die Gewohnheit, durch die Erziehung, durch das Loos und durch die tyrannische Gelegenheit. [...]

Man findet auch welche, so sich einbilden, dass sie in der Hl. Schrift einen zulänglichen Grund finden, die Weiber zu verachten, und welche sich jederzeit erinnern des Fluchs, so wider die erste unter ihnen gesprochen: Du solt deinem Mann unterworfen seyn und er soll dein Herr seyn. Wenn man ihnen antwortet, dass Christus diesen Fluch aufgehoben, so werden sie behaupten, dass selbiger erneuret durch die Apostel mit diesen Worten: Die Weiber sollen schweigen in der Gemeine, und sollen ihren Männern unterworfen seyn, und sollen sich lassen von ihnen zu Hause unterrichten. Allein wem die unterschiedlichen Figuren und Redens-Arten bekannt sind, so in der Hl. Schrift anzutreffen, der wird klärlich sehen, dass dieser Grund nur scheint zuwider zu seyn, und zu streiten mit der Wahrheit, dessen, was vorher so feste bekräftiget. Denn es ist wohl wahr, dass nach der Kirchen-Ordnung die Männer den Weibern vorgezogen werden, wie die Juden denen Heyden vorgezogen werden, vermöge des Gesetzes und der Verheißung. Allein Gott setzet doch keinen Unterschied zwischen diesen beyden Geschlechtern, und betrachtet seine vernünftigen Creaturen einen wie den andern, wenn sie nur durch seinen Geist erneuert [seyen].

<sup>4</sup> »Zum Exempel« – zum Beispiel.

## 6. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon (1691–1723): Leben und Tod der Ninon de Lenclos

(zu S. 148 im Buch)

*Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon entstanden aus Notizen und Erinnerungen, die der Herzog seit seinem 19. Lebensjahr niederschrieb und sammelte. Seit 1699 widmete er sich ihnen ausgiebiger; direkte Beobachtung, Erinnerung, Lektüre anderer Zeitzeugnisse und Niederschrift gingen hier eine enge Verbindung ein, so dass es schwer fällt, die verschiedenen Überarbeitungsphasen der »Mémoires« voneinander zu trennen. Die Memoiren Saint-Simons stellen damit zwar eine erstrangige und höchst anschauliche Quelle für die Hochphase der französischen Hofkultur dar, aber auch eine durchaus verfängliche, werden hier doch persönliche Vorlieben und Ambitionen recht offen mit »objektiven« Ereigniszusammenhängen vermengt. Doch teilen die Memoiren Saint-Simons diese Schwäche mit den übrigen Memoiren der Zeit, ja, das Genre der (politischen) Erinnerungen fand gerade im französischen Ancien Régime seine intensivste Verbreitung und Entfaltung. Es diente neben der persönlichen Rechtfertigung der Verfasser der Kritik, aber auch der Verherrlichung des französischen Hoflebens. Die hier ausgewählte Kurzbiographie der Courtisane Ninon de Lenclos steht einerseits für die politischen Ambitionen der weiblichen Hofangehörigen, andererseits für die ambivalente Situation derjenigen Frauen, die ihre Stellung am Hof »Intrigen« und Liebesabenteuern verdankten.*

(aus: *Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon*, übersetzt und herausgegeben von Sigrid von Massenbach, 4 Bde. Frankfurt/M./Berlin 1991, Bd II, S.26–28)

### Über Ninon de Lenclos

Ninon, die berühmte Kurtisane, die, als das Alter ihr nicht mehr gestattete, ihrem Handwerk nachzugehen, den Namen Lenclos annahm, war wieder einmal ein Beispiel für den Triumph des mit Geist betriebenen und durch einige Tugend gemilderten Lasters. Das Aufsehen, das sie erregte, und mehr noch die Verwirrung, die sie unter den vornehmsten und aussichtsreichsten jungen Männern anrichtete, zwang die Königin-Mutter trotz der außerordentlichen Nachsicht, mit der sie nicht ohne Grund den galanten und mehr als galanten Personen entgegenkam, Ninon den Befehl zustellen zu lassen, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Einer der Pariser Polizeioffiziere überbrachte ihr die *Lettre de cachet*.<sup>5</sup> Sie las das Schreiben, und als sie feststellte, daß kein Kloster im besonderen bezeichnet war, sagte sie in aller Ruhe zu dem Offizier: »Monsieur, da die Königin so gütig ist, mir die Wahl des Klosters zu überlassen, in das ich mich ihren Anordnungen nach zurückziehen soll, bitte ich Sie, ihr mitzuteilen, daß ich das der Pariser Bettelmönche gewählt habe.« Und sie gab ihm die *Lettre de cachet* mit einer eleganten Verbeugung zurück. Der Polizeioffizier war sprachlos über diese beispiellose Dreistigkeit, und die Königin-Mutter fand diese Replik so köstlich, daß sie Ninon fortan unbehelligt ließ.

Ninon hatte immer eine Menge Anbeter, aber immer nur einen Geliebten. Wenn sie ihres Erwählten überdrüssig war, sagte sie es frei heraus und nahm sich einen anderen. Der Versmähte mochte noch so viel klagen und jammern: die Entscheidung war unwiderruflich, und dieses Wesen verfügte über solche Macht, dass kein Mann es gewagt hätte, sich an seinem Nachfolger zu rächen; im Gegenteil, er war noch glücklich, auch weiterhin als Freund in Ninons Haus zuge-

<sup>5</sup> Die *lettre de cachet* war eine königliche Ordre, um unliebsam gewordene Personen ohne Gerichtsurteil wegzusperren.

lassen zu werden. Zuweilen hat sie ihm, wenn er ihr sehr gut gefiel, während eines ganzen Feldzugs die Treue gehalten. [...]

Ninon hatte illustre Freunde aller Art. Sie besaß soviel Geist, dass sie sich alle zu erhalten wußte, und daß sogar Einigkeit unter ihnen herrschte, zumindest gab es nie den geringsten Zwist. Alles vollzog sich bei ihr mit einer Zurückhaltung und einem äußeren Anstand, wie ihn vornehme Prinzessinnen bei ihren Seitensprüngen nur allzu oft vermissen lassen. Sie hatte deshalb die erlesensten und besterzogenen Leute des Hofes zu Freunden, dergestalt daß es Mode wurde, bei ihr empfangen zu werden, und man hatte guten Grund, danach zu trachten wegen der Verbindungen, die sich dort anknüpfen ließen. Es gab in ihrem Salon kein Spiel, kein lautes Gelächter, keinen Streit, auch keine Diskussionen über Religion oder Regierung. Dafür viel Geist, viel Belesenheit; es wurde über vergangene und gegenwärtige Liebesgeschichten gesprochen, aber ohne alle üble Nachrede. Auch als ihre Reize nachließen und die Schicklichkeit und die Mode es ihr verboten, Körper und Geist zu mischen, verstand es Ninon, sich ihre Freunde weiterhin zu erhalten. Sie war zaubernd im Umgang, selbstlos, treu, verschwiegen, sehr zuverlässig, und man könnte sagen, daß sie bei all ihren Schwächen tugendhaft und voller Rechtschaffenheit war. All das trug ihr einen ganz ungewöhnlichen Ruhm und eine erstaunliche Achtung ein. Sie hat oft Freunden mit Geld und Kredit ausgeholfen und ist in wichtigen Fragen für sie eingetreten, hat Geld und schwere Geheimnisse treulich bewahrt. Übrigens war sie sehr eng mit Madame de Maintenon befreundet gewesen zu der Zeit, als jene sich noch in Paris aufhielt.<sup>6</sup> Madame de Maintenon wurde nicht gern daran erinnert, aber sie wagte es nicht, Ninon zu verleugnen.

Ninon wurde weit über achtzig Jahre, erfreute sich stets bester Gesundheit, hatte ständig Besuch und genoß größte Achtung. In den letzten Jahren wandte sie sich Gott zu. Ihr Tod war ein Ereignis. [...]

---

<sup>6</sup> Madame de Maintenon war zunächst Erzieherin der (unehelichen) Kinder Ludwigs XIV. und schließlich dessen Mätresse und Ehefrau »zur linken Hand« – also ihrerseits eine durch ihre weiblichen Reize wie ihre Tugenden machtvolle Frau bei Hofe.

## 7. John Millar: Rangstufe und Situation der Frau in den verschiedenen Epochen (1779)

*John Millar war neben Adam Smith und Adam Ferguson einer der großen schottischen Aufklärer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die die Tradition der »Universalgeschichte« mitbegründeten. Deren Grundidee war, die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft von ihren Anfängen – also von einem (vermeintlichen) Naturzustand – her zu erklären und die Gesetzmäßigkeit ihrer Entwicklung aufzuzeigen. Die menschliche Gattung sei von Natur aus dazu disponiert, ihre Lebensumstände zu verbessern, so lautete Millars Grundüberzeugung, der er in seiner in den 1770er-Jahren entstandenen Abhandlung Vom Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft Form zu geben versuchte. Die Gleichartigkeit der menschlichen Bedürfnisse hätte ebenso wie die Gleichheit der Fähigkeiten, diese Bedürfnisse zu befriedigen, überall zu einer gewissen Gleichförmigkeit in den Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung geführt. Endzweck dieser Entwicklungen sei der Fortschritt in der Zivilisierung der Menschheit, ein Fortschritt, der die Unterschiede an Macht, Reichtum, sozialem Rang und Stand, aber auch in der unterschiedlichen Stellung der beiden Geschlechter erfasse und hin zu mehr Gleichheit, Gerechtigkeit und schließlich Glück verändere. Die Entwicklung, so Millar, schreite also von einem für Frauen unglückseligen und armseligen »Natur«-Zustand der Ausbeutung und Unterdrückung fort zur Anerkennung ihrer Fähigkeiten und ihres Wertes und zur »zivilisierten« Umgangsweise der Geschlechter in den modernen bürgerlichen Gesellschaften. Diese »große Erzählung« bürgerlich-liberalen Fortschrittsdenkens steht in vieler Hinsicht konträr zur älteren historiographischen Überlieferung, welche eher die Tugenden der »Alten« rühmte als deren unzivilisiertes Verhalten herauszustellen. Millar destillierte seine Sichtweise insbesondere aus Reiseberichten über die »Wilden« und »fremde Völker« außerhalb Europa heraus und kritisierte aus dieser Perspektive vor allem auch die historiographische Tradition. Es war ihm jedoch nicht möglich, die vielfältigen Informationsquellen auf einen Nenner zu bringen, weshalb seine Darstellung gewisse Widersprüche aufweist. Der gravierendste ist wohl die höchst unterschiedliche Beurteilung der Stellung von Frauen in »unzivilisierten« Kulturen. Hier steht der krassen Unterdrückung und Versklavung einerseits die Erhebung zur Heerführerin und Herrscherin andererseits praktisch unvermittelt gegenüber, wie der folgende Quellenauszug zeigt.*

(aus: John Millar, *Vom Ursprung des Unterschieds in den Rangordnungen und Ständen der Gesellschaft*. Übersetzt von Herbert Zirker. Mit einer Einleitung von William C. Lehmann, Frankfurt/M. 1967, S. 58–60 u. 81–88)

### I. Die Wirkungen von Armut und Unkultur im Blick auf die Situation der Frau

Von allen unseren Trieben sind wohl die Leidenschaften, die die Geschlechter zueinanderführen, am stärksten durch die besonderen Umstände bestimmt, in die wir gestellt sind; die Macht der Gewohnheit und Erziehung wirkt sich hier am unmittelbarsten aus. In dieser Hinsicht weisen unsere Leidenschaften eine erstaunliche Vielfalt der Erscheinungsformen auf, und sie haben folglich in den verschiedenen Zeiten und Ländern die größten Unterschiede in Sitten und Gebräuchen hervorgebracht. [...] Alle Menschen aber, die auf dem Wege zur Kultiviertheit schon beträchtliche Fortschritte gemacht haben, verbinden mit den Beziehungen der Geschlechter auch bestimmte Gefühle der Schamhaftigkeit. Diese Empfindungen leiten sich aus den jeweils ganz andersgearteten Reaktionen her, von denen der einzelne durchdrungen wird, je nachdem er nämlich unter der direkten Gewalt seiner Begierden handelt oder aber sich in einer ganz anderen sonstigen Situation befindet. Wenn die heftige Leidenschaft abgeklungen ist und der Mensch die reguläre Gemütsruhe

wiedererlangt hat, so kommen ihm nun die vorherigen Emotionen bis zu einem gewissen Grade als Verschwendung vor, und gemessen an dem sie auslösenden Gegenstand erscheinen sie ihm als unverhältnismäßig gesteigert. Wenn es nun aber schon so ist, daß uns – bei aller inneren Beteiligung – in dem hier angedeuteten Falle das bloße Erinnertwerden an unsere natürlichen Begierden selbst doch recht unangenehm sein kann, so dürfen wir auch mit gutem Grund folgern, daß das unverhüllte Zeigen solcher Gelüste im höchsten grade Anstoß bei anderen Menschen erregen wird. [...] Unsere eigenen Gefühle gewinnen fortwährend an Festigkeit durch den Vergleich mit den Gefühlen der Menschen, die um uns sind, und so erröten wir immer dann, wenn wir einmal jenes Sichverbergen und Sichzurückhalten außer acht lassen, wie wir es gelernt und in langer Übung zur Gewohnheit gemacht haben. Auf diese Weise setzen sich die bestimmten Regeln des Anstands und Dekors durch, was Kleidung, Ausdrucksformen und allgemeines Betragen angehen; und da eben diese Regeln sehr wesentlich zur Höherentwicklung und Verfeinerung des Umgangs in der Gesellschaft beitragen, hält man auch ihre Beobachtung gerade durch das [weibliche] Geschlecht für besonders unerlässlich, von dem man aus offensichtlichen Gründen höchste Zurückhaltung und makellofes Betragen verlangen muß.

Doch bei den einfachen Wilden sind solche Raffinements kaum bekannt. Ihre ganzen Lebensumstände verhindern, daß es dazu kommt, den Verkehr der Geschlechter als etwas Wichtiges anzusehen und überhaupt auf jene bestimmten Situationen aufmerksam zu werden, die man vielleicht am schicklichsten verbergen sollte. Da sie in dem von der Natur in sie gelegten Instinkt nichts Verabscheuungswürdiges sehen, kennen sie auch keine Scham bei seiner natürlichen Befriedigung, und sie bedienen sich in diesem Falle weder in Worten noch in Taten irgendwelcher Verstellungskünste.

Aus Herodots Bericht über die Massageten entnimmt man, daß diesem unzivilisierten Volk Zurückhaltung oder Schamhaftigkeit im Umgang der Geschlechter fremd war. Caesar berichtet dasselbe von den Germanen, und dabei hatte dieses Volk schon eine höhere Entwicklungsform in seiner Lebensweise erreicht. Und wenn bei den Hottentotten die Sitte herrscht, daß der Mann bei der eigentlichen Liebeswerbung den Widerstand seiner Geliebten überwinden darf, so mag man darin den klaren Hinweis auf ähnliche Zustände erblicken, was ein eindrucksvolles Bild von der ursprünglichen Einfachheit und Ungekünsteltheit des Verhaltens vermittelt. [...] Solche Gebräuche müssen sich außerordentlich nachteilig auf die Entwicklung des Begriffs von Rang und Würde der Frauen auswirken. Denn sie entbehren ja eben der Rücksichtnahme und Achtung, in deren Genuß sie bei einer gesitteten Nation gerade durch die leidenschaftlichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu gelangen pflegen. Dabei ist es zugleich in einem unzivilisierten Zeitalter nicht möglich, daß sie sich etwa eine Wertschätzung verschaffen könnten durch die Art der Beschäftigungen, die man sie ausüben läßt. [...] Zwar ist es natürlich, daß sie, bedingt durch die rauen Lebensumstände, ein Maß von Stärke und Unerschrockenheit erlangen, das jeden überraschen muß, der nur die Sitten kultivierter Nationen kennt. So ist es üblich, daß sie die Männer auf ihren Jagd- und Kriegszügen begleiten, und zuweilen kommt es sogar vor, daß einzelne Frauen vom allgemeinen Geist der Zeiten dazu angestachelt werden, sich in den Kampf zu stürzen, so daß sie mit dem Erfolg ihrer Taten sogar Berühmtheit erlangen. Und dennoch: Was auch immer in einigen außergewöhnlichen Fällen dabei an Taten vollbracht worden sein mag, wir wagen den Schluß, daß die weibliche Natur in keiner Weise für kriegerische Verrichtungen geeignet ist, daß die Frauen in den rohen wie auch in den gesitteten Zeitaltern größtenteils nicht befähigt sind, mit dem anderen Geschlecht in Stärke und Mut in Wettstreit zu treten. Der Bereich ihrer Tätigkeit ist deshalb auf eine allgemein niedrigere Sphäre beschränkt. Ihnen fallen die untergeordneten Aufgaben des Hauswesens zu, sie führen alle häuslichen Pflichten aus, die aus den besonderen Lebensumständen des Volkes entstanden sind. Das aber sind Pflichten, die bei aller Nützlichkeit doch nur wenig Geschick verlangen, zu deren Ausübung keine auffallend glänzenden Talente gehören. Sie werden deshalb als niedrige Dienste betrachtet, die so unwürdig sind, daß sich keiner damit abgeben könnte, der eine Respektperson aufgrund seiner kriegerischen Leistungen vorstellt.

Wir können aus diesen Beobachtungen eine Vorstellung gewinnen von Stellung und Lebensbedingungen der Frauen in den Zeitaltern, denen jegliche Höherentwicklung abging. Man schenkte ihnen kaum Beachtung, weder im Hinblick auf Freuden, zu denen sie einem verhelfen, noch wegen der Arbeiten, zu deren Verrichtung sie sich eignen, und so werden sie unter den Rang des männlichen Geschlechts gesetzt, wodurch sie zugleich der Gewalt unterworfen sind, die der Stärkere über den Schwächeren ausübt – eine Gewalt, die in der Frühzeit durch keinerlei Regierung irgendeine Beschrän-

kung erfährt und folglich auch mit einem Grad von Härte und Strenge ausgeübt wird, wie es der Natur des jeweiligen Menschenschlags entspricht.

Demzufolge stellen wir fest, daß in der Frühzeit die Frauen einer Familie meist wie Mägde und Sklavinnen der Männer behandelt werden. Sie werden im Zustand der allerschlimmsten Abhängigkeit und Unterwerfung gehalten, und das ihnen auferlegte Maß an schwerer Arbeit und Sich-Abplagen ist unübertroffen. [...] Diese Situation der Knechtschaft in unzivilisierten Ländern hat zur Folge, daß die Frau weithin nicht in der Lage ist, selbst Eigentum zu besitzen. Vielmehr gilt die Voraussetzung, daß sie keinerlei Anteil am Vermögen der Familie hat, der sie zugehört. Alles, was durch ihre Arbeit erworben wurde, steht unter der alleinigen Verfügungsgewalt des jeweiligen männlichen Verwandten und Freundes, unter dessen Schutz sie steht und von dem sie ihren unsicheren, gleichsam almosenartigen Unterhalt empfängt. Nach dem Tode eines Eigentümers verbleibt sein Besitz entweder im Eigentum der Söhne oder geht an die anderen männlichen Verwandten über. Der Gedanke hingegen, die Töchter in irgendeiner Weise an der Erbfolge zu beteiligen, ist so fern, daß sie einfach als Teil der Erbschaft betrachtet werden, worüber der Erbe nach Belieben zu verfügen alle Macht hat. [...] Wenn in einem Lande die Frauen generell als Sklavinnen des anderen Geschlechts betrachtet werden, so ist es nur natürlich, daß man sie kauft und verkauft wie irgendein Stück Eigentum. Heiraten, eine Frau zur Gattin nehmen, kann da nicht mehr bedeuten als der Kauf einer bloßen Magd, die dann lediglich unter der Aufsicht des Ehemanns einen Großteil der Hauswirtschaft anvertraut bekommt.

So gilt denn allgemein, daß bei den Naturvölkern, ob in Asien, Afrika oder Amerika, überall der Mann sich seine Frau von deren Vater abkauft oder von andern Verwandten, die über Rechte an ihr verfügen. So wurde hier schließlich das Moment des Abschlusses eines Geschäfts dieser Art im Verein mit der Bezahlung der Kaufsumme zur gebräuchlichen feierlichen Form, in der eine Hochzeit begangen wird. [...] Das umfassendste und eindringlichste Bild aber von der weitverzweigten Machtfülle, mit der in den früheren Epochen der Ehemann gewöhnlich ausgestattet war, können wir aus dem alten Römischen Recht gewinnen. Danach galt ursprünglich die Frau in jeder Hinsicht als Sklavin des Mannes. Sie konnte von ihm verkauft werden, sie konnte in willkürlicher Ausübung seiner Macht getötet werden. Aus dem bei den eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten üblichen Zeremoniell ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, daß man in früheren Zeiten die Frau durch Zahlung eines echten Kaufpreises von deren Familie abkaufte. Sie konnte in keiner Weise eigenes Vermögen besitzen, und was ihr zum Zeitpunkt der Eheschließung gehörte, wurde anschließend Eigentum des Mannes. [...]

## Einfluß der Mutter einer Familie vor der Festigung der Ehe als Institution

Wir kennen nun die unter den Bedingungen von Not und primitiver Unkultur natürlichen Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse, einmal im Blick auf den Entwicklungsstand der geschlechtlichen Triebe, zum anderen im Blick auf die Rangstufe, die den Frauen in einer Gesellschaft zugebilligt wird, wo solche Bedingungen herrschen. Und doch gibt es in den Lebensgewohnheiten der rohen Frühzeit einen besonderen charakteristischen Umstand, der in dieser Hinsicht Beachtung verdient, weil er offenbar in einigen Ländern eine sehr bemerkenswerte Ausnahme von unseren bisherigen Beobachtungen herbeigeführt hat.

Daß die Ehe ohne Zweifel eine sehr alte Institution ist, leuchtet aus den besprochenen Gründen zwar ein, aber es ist doch einige Zeit und Erfahrung erforderlich, bis sie sich in einer primitiven Gemeinschaft endgültig durchsetzen kann. So lesen wir denn, dass die Ehe bei verschiedenen Völkern entweder ganz unbekannt ist, oder aber daß Heiraten nur in einem eingeschränkten Sinne und in wenig entwickelter Form stattfinden.

Bei einem Volk, das diese Institution noch wenig kennt, wird es den Menschen so vorkommen, daß Kinder eine viel engere Verbindung mit der Mutter als mit dem Vater haben. Wenn die Frau keinen Begriff von Zugehörigkeit oder Treue zu einer bestimmten Person hat, wenn sie auch bei zeitweiligem Umgang mit verschiedenen Männern weiterhin allein bleibt oder mit ihrer Verwandtschaft zusammenlebt, dann muß auch das von ihr geborene Kind, das unter ihrer Aufsicht steht, als Glied ihrer eigenen Familie betrachtet werden; und da der Vater ja in einiger Entfernung lebt, hat er gar keine

Möglichkeit, seine Autorität über das Kind geltend zu machen. Verallgemeinernd können wir dies dahingehend zusammenfassen, daß Grundsätze gegenüber unehelichen Kindern, ähnlich denen wie sie bei kultivierten Nationen üblich sind, im Prinzip auch während der primitiven Zeiten gegolten haben und zwar so, daß davon die Mehrzahl der im Lande geborenen Kinder betroffen wurden. [...] Hier liegt sehr wahrscheinlich die Quelle des beherrschenden Einflusses der Frau, wie er in manchen unzivilisierten Gegenden der Erde nachzuweisen ist. [...] So ist es denn sehr wahrscheinlich, daß die vielberufenen Überlieferungen um die Amazonen, die in den wildesten Gegenden Skythiens beheimatet waren, und Erzählungen vom Dasein eines ähnlichen Volkes in bestimmten Gegenden Amerikas aus eben solchen hier besprochenen Lebensgewohnheiten herausgewachsen sein müssen. Gewiß sind solche Berichte mit sagenhaften Elementen durchsetzt, und sie scheinen auch große Übertreibungen zu enthalten; aber es ist doch kaum anzunehmen, daß so viele Schriftsteller davon Kunde verbreitet hätten und daß diese Geschichten überall große Beachtung hätten finden können, wenn ihnen jegliche Fundierung in der Wirklichkeit abgegangen wäre. In Ländern, wo die Ehe unbekannt ist, führt die allgemeine Entwicklung dahin, daß Frauen sich jeweils zum Oberhaupt von Familien aufschwingen –, daß sie schließlich gleichsam Häuptlings-, Anführerwürden erlangen. Das aber beinhaltet eine Herrschergewalt, die sich auch auf die Leitung von Kriegszügen oder anderen Unternehmungen erstrecken kann, unbeschadet der an sich bestehenden physischen Unterlegenheit der Frau. Der Kriegszug einer Frauenarmee, unter weiblicher Führung – Männer hatten dabei nur untergeordnete Aufgaben –, dies muß ein so eindrucksvolles Schauspiel abgegeben haben, daß es die erstaunten Gegner wie ein Wunder wahrgenommen haben müssen. Daraus mögen dann leicht die märchenhaften Erzählungen von einer Republik der Frauen, einem »Weiber-Staat« oder von anderen gleichermaßen wunderbaren Geschehnissen genährt worden sein, wie wir ihnen bei den Dichtern des Altertums begegnen. [...]

## 8. Jakob Burckhardt, Die Gleichheit der Frauen in der Kultur der italienischen Renaissance (1860)

(zu S. 173 im Buch)

*Mit seiner umfangreichen Darstellung der Renaissancekultur Italiens hat der Basler Kulturhistoriker und Privatgelehrte Jakob Burckhardt nicht nur seinen Zeitgenossen ein neues Bild dieser (Teil-)Epoche der europäischen Geschichte übereignet, sondern er hat auch die akademische Renaissance-Forschung der Folgezeit sehr stark geprägt. Insbesondere seine interdisziplinär-kulturwissenschaftliche Herangehensweise macht seine Werke heute wieder besonders aktuell. Von ihm stammt im Wesentlichen die Vorstellung, mit der Renaissance habe der moderne Individualismus seinen Ausgangspunkt genommen, eine Vorstellung, die immer wieder angezweifelt wurde, aber bis heute nichts von ihrer Brisanz eingebüßt hat. Dass hier, im Kapitel über »Geselligkeit und Feste«, auch den Beziehungen der Geschlechter ein eigener Abschnitt gewidmet ist, macht Burckhardt zu einem Historiographen seiner Zeit, in der die Abtrennung von »privaten« Anekdoten und »öffentlichen« Ereignissen und Zusammenhängen noch nicht vollzogen war.<sup>7</sup> Es lässt seine Darstellung aber gleichzeitig als interessantes Experiment für die moderne Geschichtsschreibung erscheinen, die das Zusammenbringen von Frauen- oder Geschlechtergeschichte mit der sog. »Allgemeinen Geschichte« erst (wieder) lernen muss, auch wenn die Burckhardt'sche Lesart der italienischen Renaissance auch in diesem Punkt nicht unumstritten ist, nutzt er doch vorwiegend literarische oder auch normative Texte, die einen in vieler Hinsicht idealisierten oder gar vollkommen falschen Eindruck hinterlassen.*

(aus: Jacob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, herausgegeben und mit einer Einführung von Walter Rehm, Stuttgart 1960, S. 425–430)

[...] Zum Verständnis der höhern Geselligkeit der Renaissance ist endlich wichtig zu wissen, daß das Weib dem Manne gleich geachtet wurde. Man darf sich ja nicht irre machen lassen durch die spitzfindigen und zum Teil boshaften Untersuchungen über die vermutliche Inferiorität des schönen Geschlechtes, wie sie bei den Dialogenschreibern hin und wieder vorkommen, auch nicht durch eine Satire wie die dritte des Ariosto, welcher das Weib wie ein gefährliches großes Kind betrachtet, das der Mann zu behandeln wissen müsse, während es durch eine Kluft von ihm geschieden bleibt. Letzteres ist allerdings in einem gewissen Sinne wahr; gerade weil das ausgebildete Weib dem Manne gleichstand, konnte in der Ehe das, was man geistige oder Seelengemeinschaft oder höhere Ergänzung nennt, nicht so zur Blüte gelangen wie später in der gesitteten Welt des Nordens.

Vor allem ist die Bildung des Weibes in den höchsten Ständen wesentlich dieselbe wie beim Manne. Es erregt den Italienern der Renaissance nicht das geringste Bedenken, den literarischen und selbst den philologischen Unterricht auf Töchter und Söhne gleichmäßig wirken zu lassen; da man ja in dieser neuantiken Kultur den höchsten Besitz des Lebens erblickte, so gönnte man sie gerne auch den Mädchen. Wir sahen, bis zu welcher Virtuosität selbst Fürstentöchter im lateinischen Reden und Schreiben gelangten. Andere mußten wenigstens die Lektüre der Männer teilen, um dem Sachinhalt des Altertums, wie er die Konversation größtenteils beherrschte, folgen zu können. Weiter schloß sich daran die tätige Teilnahme an der italienischen Poesie durch Canzonen, Sonette und Improvisation, womit seit der Venezianerin Cassandra Fedele (Ende des 15. Jahrhunderts) eine Anzahl von Damen berühmt wurden; Vittoria Colonna kann sogar

<sup>7</sup> Vgl. dazu auch Kap. II.5.

unsterblich heißen. Wenn irgend etwas unsere obige Behauptung beweist, so ist es diese Frauenpoesie mit ihrem völlig männlichen Ton. Liebesonette wie religiöse Gedichte zeigen eine so entschiedene, präzise Fassung, sind von dem zarten Halbdunkel der Schwärmerei und von allem Dilettantischen, was sonst der weiblichen Dichtung anhängt, so weit entfernt, daß man sie durchaus für die Arbeiten eines Mannes halten würde, wenn nicht Namen, Nachrichten und bestimmte äußere Andeutungen das Gegenteil besagten.

Denn mit der Bildung entwickelt sich auch der Individualismus in den Frauen höherer Stände auf ganz ähnliche Weise wie in den Männern, während außerhalb Italiens bis auf die Reformation die Frauen, und selbst die Fürstinnen, noch sehr wenig persönlich hervortreten. Ausnahmen wie Isabeau von Bayern, Margarethe von Anjou, Isabella von Castilien usw. kommen auch nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen, ja gleichsam nur gezwungen zum Vorschein. In Italien haben schon während des ganzen 15. Jahrhunderts die Gemahlinnen der Herrscher und vorzüglich die der Condottieren fast alle eine besondere, kenntliche Physiognomie, und nehmen an der Notorietät, ja am Ruhme ihren Anteil. Dazu kömmt allmählich eine Schar von berühmten Frauen verschiedener Art, wäre auch ihre Auszeichnung nur darin zu finden gewesen, dass in ihnen Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitten und Frömmigkeit ein völlig harmonisches Ganzes bildeten. Von einer aparten, bewußten »Emanzipation« ist gar nicht die Rede, weil sich die Sache von selber verstand. Die Frau von Stande mußte damals ganz wie der Mann nach einer abgeschlossenen, in jeder Hinsicht vollendeten Persönlichkeit streben. Derselbe Hergang in Geist und Herz, welcher den Mann vollkommen macht, sollte auch das Weib vollkommener machen. Aktive literarische Tätigkeit verlangt man nicht von ihr, und wenn sie Dichterin ist, so erwartet man wohl irgendeinen mächtigen Klang der Seele, aber keine speziellen Intimitäten in Form von Tagebüchern und Romanen. An das Publikum dachten diese Frauen nicht; sie mußten vor allem bedeutenden Männern imponieren und deren Willkür in Schranken halten. [...]

Was dieser Gesellschaft im allgemeinen gefehlt zu haben scheint, war der Flor junger Mädchen, welche man sehr davon zurückhielt, auch wenn sie nicht im Kloster erzogen wurden. Es ist schwer zu sagen, ob ihre Abwesenheit mehr die größere Freiheit der Konversation oder ob umgekehrt letztere jene veranlaßt hat.

Auch der Umgang mit Buhlerinnen nimmt bisweilen einen scheinbaren Aufschwung, als wollte sich das Verhältnis der alten Athener zu ihren Hetären erneuern. Die berühmte römische Kurtisane Imperia war ein Weib von Geist und Bildung und hatte bei einem gewissen Domenico Campana Sonette machen gelernt, trieb auch Musik. Die schöne Isabella de Luna, von spanischer Herkunft, galt wenigstens als amüsan, war übrigens aus Gutherzigkeit und einem entsetzlich frechen Lästermaul wunderlich zusammengesetzt. In Mailand kannte Bandelle die majestätische Caterina di San Celso, welche herrlich spielte und sang und Verse rezitierte. Und so weiter. Aus allem geht hervor, daß die berühmten und geistreichen Leute, welche diese Damen besuchten und zeitweise mit ihnen lebten, auch geistige Ansprüche an sie stellten, und daß man den berühmten Buhlerinnen mit der größten Rücksicht begegnete; auch nach Auflösung des Verhältnisses suchte man sich ihre gute Meinung zu bewahren, weil die begangene Leidenschaft doch einen bedeutenden Eindruck für immer zurückgelassen hatte. Im ganzen kommt jedoch dieser Umgang in geistigem Sinne nicht in Betracht neben der erlaubten, offiziellen Geselligkeit, und die Spuren, welche er in Poesie und Literatur zurückläßt, sind vorherrschend skandalöser Art. [...]

## 9. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (1865)

(zu S. 46f. im Buch)

*Die Frage, was Frauen (und Männer) sind bzw. wie sie sein sollen, bewegt(e) schon von alters her Philosophen, Gelehrte und Mediziner, aber auch Richter, Staatsmänner und Fürsten. Während die ältere Tradition sich vor allem an biblische Aussagen hielt, um den Platz von Frauen und Männern in Gesellschaft und (Heils-)Geschichte zu definieren, greifen die seit der Aufklärung sich verbreitenden »Conversationslexika« vermehrt auf kultur- und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zurück – hier ein Beispiel aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In beiden Fällen wird jedoch Frauen systematisch der Platz zugewiesen, den Männer nicht einnehmen können oder wollen. Die Geschlechter werden dichotomisch aufeinander bezogen und es werden ihnen »natürliche« Eigenschaften zugeschrieben. Dabei wird durchaus eingeräumt, dass sich Orte und Haltungen von Frauen (und Männern) historisch und kulturell stark unterscheiden können – eine Beobachtung, die durch moralisierende Zuweisungen (vor allem durch den Bezug auf Fortschritt oder »Culturstufen«) in Schach gehalten und bewältigt werden muss. Hier schwingen denn auch nationalistisch-rassistische Töne mit. Schließlich fehlt auch der Hinweis auf eine sich ausbreitende »Emancipations«-Idee nicht, die insbesondere an der Bildungsfrage festgemacht wird.*

(Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände, 11. Auflage, in 15 Bden., Leipzig F.A. Brockhaus, 6. Band 1865, S.553–56)

Frauen, worunter der edlere Sprachgebrauch das ganze weibliche Geschlecht befasst, sind unter den Nationen und auf den Culturstufen, auf welchen das Geschlechtsverhältniß und die daraus entstehenden Beziehungen zwischen Mann und Weib eine höhere ästhetische und sittliche Richtung genommen haben, die Repräsentanten der Sitte, der Liebe, der Scham, des unmittelbaren Gefühls, wie die Männer die Repräsentanten des Gesetzes, der Pflicht, der Ehre und des Gedankens; jene vertreten vorzugsweise das Familienleben, diese vorzugsweise das Geschäftsleben. Diesem Inhalt entspricht die Form; das Weib strebt nach Zierlichkeit, Anständigkeit und Schönheit, der Mann nach Fülle, Kraft und praktischer Zweckmäßigkeit. Wie die Religion dem Weibe, so ist die Philosophie dem Manne entsprechend. Jenes empfindet, dieser erkennt das Richtige; der Mann ist stark im Handeln, Mittheilen und Befruchten, das Weib im Dulden, Empfangen und Gebären [...] Alle die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten, durch welche das Weib sich vom Manne unterscheidet, stehen im innigsten Zusammenhang mit der Bestimmung desselben, Mutter zu werden. Insbesondere hat der Arzt die Aufgabe, den weiblichen Organismus stets mit Rücksicht auf die sexuelle Seite des Lebens aufzufassen, weil das gesunde Bestehen des weiblichen Körpers ungleich mehr von einem regelrechten Ablauf seiner sexuellen Funktionen abhängig ist, als dies beim Manne der Fall. Der weibliche Körper unterscheidet sich vom männlichen im allgemeinen durch eine geringere Größe, schwächere Entwicklung der Knochen, der Muskeln und des Athmungsapparats, kurz, das ganze motorische System zeigt eine schwächere Ausbildung. Dagegen kommt ihm eine größere Plastizität zu; die Fettbildung ist leichter und reichlicher und bedingt gegenüber den mehr eckigen Formen des Mannes eine größere Fülle und Rundung der Glieder. [...] Ein Blick auf die Geschichte des weiblichen Geschlechts ergibt, daß die Lage und Stellung desselben von der Bildung des männlichen abhängt und eins der wichtigsten Symptome des Nationalcharakters und der Culturstufe eines Volks ist. Bei den meisten rohen Völkern des asiat. Nordens, Amerikas, Afrikas ist das Weib wenig mehr

als Sklavin und Lastthier; es steht in der äußersten Abhängigkeit und Erniedrigung und wird nur als Instrument für die Bedürfnisse des Mannes betrachtet und behandelt. [...] Unter den Culturvölkern der Alten Welt, den Griechen und Römern, war die Stellung der Frau schon eine viel bedeutsamere und würdigere. Obgleich die griechische F. noch in ihren Gynäceen fast abgesperrt und lediglich mit häuslichen Arbeiten beschäftigt unter ihren Sklavinnen lebten, so genoß doch die liebende Mutter und Schwester, die sich aufopfernde Gattin bei den Griechen hohe Verehrung. [...] Aber auch die Römerinnen, dem Gesamtcharakter ihres Volkes entsprechend mehr ernst, gemessen und sittlich-streng als geistreich und poetisch regsam, übten sowohl in der Familie auf ihre Kinder wie überhaupt auf das ganze Staatsleben einen moralischen Einfluß aus. [...] Es ist bekannt, mit welcher Achtung, die fast an Verehrung grenzte, das Weib bei den Germanen behandelt wurde, und so führte dieser Germanismus, wozu sich der Einfluß der chevaleresken spanischen Mauren gesellte, zur Blüte des Ritterthums im Mittelalter. In gewisser Hinsicht kann man diese Zeit die Blütezeit der F. nennen. [...] Dieser Vertiefung des [germanischen Frauenideals C.O.] ist seitdem aber auch, wie es zur lebendigen geistigen Bewegung gehört, die reactionäre Gegenströmung einer sog. Emancipation der F. entgegengetreten, getragen von dem Grundirrhume, daß das Ideal der Menschheit die vollendete Einzelperson (der Mann) sei, die Frau ihre Ebenbürtigkeit daher nicht schon in sich selbst besitze, sondern erst durch eine möglichst große Annäherung an die eigenthümlichen Vorzüge des männlichen Geschlechts zu erstreben habe. Von diesem Grundirrhum aus erhob sich schon im vorigen Jahrhundert die Frage, ob nicht die ganze soziale Stellung der F. durch eine andere Erziehung und durch eine größere Teilnahme derselben an öffentlichen Angelegenheiten wesentlich verbessert werden könne. [...]

## 10. August Bebel, Die Frau und der Sozialismus (1879)

(zu S. 66 im Buch)

*August Bebel, der Mitbegründer der »Sozialdemokratischen Arbeiterpartei« und lange Jahre auch ihr Vorsitzender, bezweckte mit seiner umfangreichen Studie Die Frau und der Sozialismus, wie er in der Vorrede zur 34. Auflage schrieb, die »Bekämpfung der Vorurteile, die der vollen Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sowie die Propaganda für die sozialistischen Ideen, deren Verwirklichung allein der Frau ihre soziale Befreiung verbürgen«. Der politisch aktive Autodidakt hatte sich praktisch durch sämtliche wissenschaftlichen Klassiker seiner Zeit gearbeitet, bis er seine umfassende Analyse der Geschichte und Situation »der Frau« dem interessierten Lesepublikum vorlegte. Ähnlich wie Engels und andere Frühsozialisten sah er die Geschichte der Frau als eine des Niedergangs, der Versklavung und Ausbeutung an, die in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft seiner Zeit einen Tiefpunkt erreicht hatte, welcher seiner Auffassung nach nur durch eine radikale Umgestaltung dieser Gesellschaft im sozialistischen Sinn überwunden werden könnte. Bebel versuchte hier nicht zuletzt, die Dynamik der erstarkenden Frauenbewegung mit der sich organisierenden Arbeiterbewegung zusammenzuführen und zu nutzen. Aus diesem Grund fügt Bebel den beiden Hauptteilen über die Geschichte und die Gegenwart der Frau noch zwei Abschnitte über »Staat und Gesellschaft« und über »Die Sozialisierung der Gesellschaft« an, in denen er das politische Gesamtprogramm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beschreibt.*

*Wenn auch nicht alle Frauen – und schon gar nicht seine männlichen Zeitgenossen – Bebels Auffassung und politische Ziele teilten, so wurde das Buch doch ein Publikumserfolg ersten Ranges – in drei Jahrzehnten wurde es über 50mal neu aufgelegt und von Bebel mehrfach überarbeitet; es wurde in zahlreiche europäische Sprachen übersetzt und von etlichen Gelehrten und Wissenschaftlern kritisch kommentiert. Vor allem aber wurde es zu einem wichtigen Vorbild für praktisch alle von Frauen entworfenen Weltgeschichten des weiblichen Geschlechts.*

(aus: August Bebel, *Die Frau und der Sozialismus*, Berlin 1990, S. 35f.)

### I. Kapitel: Die Stellung der Frau in der Urgesellschaft

Frau und Arbeiter haben gemein, Unterdrückte zu sein. Die Formen dieser Unterdrückung haben im Laufe der Zeiten und in den verschiedenen Ländern gewechselt, aber die Unterdrückung blieb. Die Erkenntnis, unterdrückt zu sein, ist auch im Laufe der geschichtlichen Entwicklung öfter den Unterdrückten zum Bewusstsein gekommen und führte zu Änderungen und Milderungen ihrer Lage, aber eine Erkenntnis, die das eigentliche Wesen dieser Unterdrückung in ihren Ursachen erfasste, ist bei der Frau wie bei dem Arbeiter erst das Resultat unserer Tage. [...]

Soviel Gleichartiges aber in der Stellung der Frau und des Arbeiters sich nachweisen lässt, die Frau hat gegenüber dem Arbeiter das eine voraus: Sie ist das erste menschliche Wesen, das in Knechtschaft kam. Die Frau wurde Sklavin, ehe der Sklave existierte.

Alle ökonomische Abhängigkeit und Unterdrückung wurzelt in der ökonomischen Abhängigkeit des Unterdrückten vom Unterdrücker. In dieser Lage befindet sich von früher Zeit an die Frau, das zeigt uns die Geschichte der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Die Kenntnis dieser Entwicklung ist allerdings eine vergleichsweise neue. Sowenig der Mythos von der Erschaffung der Welt, wie ihn die Bibel lehrt, aufrechterhalten werden konnte gegenüber den auch unbestreitbare und zahllose Tatsachen gestützten Forschungen der Erd-, Natur- und Geschichtskunde, ebenso wenig haltbar erwies sich ihr Mythos von der Erschaffung und Entwicklung der Menschen. Zwar sind noch nicht alle Partien dieser Entwicklungsgeschichte aufgeklärt, und über manche, die schon aufgeheilt wurden, bestehen noch Meinungsverschiedenheiten unter den Forschern über die Bedeutung und den Zusammenhang dieser und jener Erscheinung, aber im großen und ganzen bestehen Klarheit und Übereinstimmung. Es steht fest, dass der Mensch nicht, wie vom ersten Menschenpaar der Bibel behauptet wird, als Kulturmensch auf die Erde kam, sondern er hat in unendlich langen Zeiträumen, indem er sich allmählich aus dem reinen Tierzustand befreite, Entwicklungsperioden durchgemacht, in welchen sowohl seine sozialen Beziehungen wie die Beziehungen zwischen Mann und Frau die verschiedensten Wandlungen erfuhren. Die bequeme Behauptung, die sowohl in bezug auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau wie zwischen arm und reich jeden Tag von Unwissenden oder Täuschern an unser Ohr dringt, »es ist ewig so gewesen« und »es wird ewig so bleiben«, ist in jeder Beziehung falsch, oberflächlich und erlogen.

Für die Zwecke der vorliegenden Schrift ist eine kursorische Darlegung der Beziehungen der Geschlechter seit der Urzeit von besonderer Bedeutung, weil damit bewiesen werden soll, dass, wenn schon im bisherigen Verlauf der Menschheitsentwicklung diese Beziehungen sich in dem Maße umgestalten, wie auf der einen Seite die Produktions- und auf der anderen die Verteilungsweise des Erzeugten vor sich ging, es auch selbstverständlich ist, dass bei weiteren Umgestaltungen in der Produktions- und Verteilungsweise sich die Beziehungen der Geschlechter abermals ändern werden. Nicht ist »ewig«, weder in der Natur noch im Menschenleben, ewig ist nur der Wechsel, die Veränderung.

## 11. Werner Sombart: Der Sieg des »Weibchens« (1913)

(zu S. 83 im Buch)

*Mit der vergleichsweise schmalen Abhandlung über »Luxus und Kapitalismus« eröffnete der sozialreformerisch orientierte Nationalökonom Werner Sombart 1913 einen durchaus nicht unwichtigen »Nebenschauplatz« zu seinem Hauptwerk Der moderne Kapitalismus, das er bereits 1902 publiziert hatte. Darin hatte sich der Autor auch mit marxistischen Kategorien und Erklärungsansätzen auseinandergesetzt, sie teilweise aufgenommen oder aber auch verworfen. Sombarts Kapitalismusbegriff ist weit gefasst, er umgreift neben ökonomischen Wirkungszusammenhängen auch weitergehende kulturelle Erscheinungen und geistige Prozesse. Dazu gehört die Luxusentfaltung, wie sie die höfische Kultur seit der Renaissance pflegte und die Sombarts Meinung nach ganz wesentlich zur Entfaltung des modernen Kapitalismus beitrug. Diese Luxusentfaltung kam nicht von ungefähr und nicht von allein: Nach Sombart bedurfte der Luxus der Formung und der Förderung durch geschmackskompetente Frauen, um zu dem zu werden, was wir noch heute mit diesem Begriff verbinden. Unter der Regie von Frauen wurde – immer noch nach Sombart – eine Form des persönlichen, egoistischen und qualitativen Luxus überhaupt erst kreiert. Die Frauen schufen den Entwurf des Luxus, sorgten für seine Verfeinerung, bis zur »Überfeinerung«, und für seine Verbreitung, und zwar zunächst im höfischen, dann auch im gutbürgerlichen Milieu.*

(aus: Werner Sombart, *Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung*, hg. u. eingel. von Sylvia Bovenschen, Berlin 1983, S. 89–103)

### Die Fürstenhöfe

Wie alles Leben, so ging auch alles Wohlleben in jener Zeit von den Fürstenhöfen aus: sie sind recht eigentlich die Quelle aller Energien. [...] Vor allem in Festen, öffentlichen Schaustellungen, Empfängen, feierlichen Einzügen kommt der Luxus dieser Tage [d.h. des 16. Jahrhunderts] zur Entfaltung. [...] Die weltlichen Höfe Italiens, vor allem die von Mailand und Neapel, wetteiferten, wie man weiß, in der Entfaltung weltlichen Glanzes mit denen von Rom. Über den Luxus, der an diesen Höfen damals getrieben wurde, unterrichtet das Tagebuch, das André de la Vigne, der Sekretär Annas von Bretagne, auf der Reise mit Karl VIII. durch Italien aufgezeichnet hat: *Le Vergier d'Honneur*.

Aber für die Geschichte des höfischen Luxus (ebenso wie für die Geschichte der Höfe überhaupt) wurde doch recht eigentlich die Tatsache bedeutsam, daß die französischen Könige die Erbschaft der italienischen Fürsten auch in allem antraten, was Lebensauffassung und Lebensführung betraf: Catharina von Medici war die Mittlerin, nachdem schon vor ihr das Haus der Valois in Karl VIII. und Ludwig XII. seine starke Hinneigung zur italienischen Kultur in ihrer ganzen Politik, wie man weiß, bestätigt hatte.

Denn damit – das ist das Entscheidende – wuchsen die äußeren Möglichkeiten einer Luxusentfaltung in dem Verhältnisse, wie Frankreich größer war als die italienischen Fürstentümer. Die letzten Valois verausgabten für ihren Haushalt doch schon erheblich mehr als selbst die reicheren Staaten Italiens an öffentlichen Gesamteinnahmen hatten. [...]

Und das Weibchen? Hat es Anteil – und welchen – an dieser raschen Steigerung der Luxusausgaben? Bei den italienischen Fürsten, bei den französischen Valois braucht man nicht lange zu fragen: man weiß, daß sie nur den Frauen

zuliebe lebten. Aber Ludwig XIV., der doch recht eigentlich erst den Luxus ganz großen Stils schafft: ist es bei ihm nicht viel eher Machtdünkel und Prunksucht, die ihn beherrschen und zur Luxusentfaltung Anlaß geben? Nein: gerade bei Ludwig XIV. können wir, ich möchte sagen, aktenmäßig den Einfluß seiner Geliebten auf die Gestaltung seines äußeren Lebens verfolgen: die Liebe zur La Vallière hat Ludwig zur Erbauung von Versailles getrieben: auf seines Vaters kleinem Jagdschloss von Versailles hatte er die ersten Rendezvous mit ihr gehabt. [...] Und immer, wenn eine neue Geliebte Ludwigs Herz gefangen nimmt, bricht eine neue Flut von Luxus hervor: eine ist immer verschwenderischer als die andere bis zu der Mlle. Fontanges, die die Goldstücke durch alle Fenster schleuderte, die monatlich 100 000 Ecus verbrauchte und sich wunderte, als man dies Verschwendung nannte. Daß der französische Hof im 18. Jahrhundert ganz von den Maitressen beherrscht und das Hofleben von ihnen bestimmt wird, ist bekannt. Mme de Pompadour wird mit ihrem Geschmack zur Beherrscherin der gesamten Lebensgestaltung [...].

Eine kurze Zeitspanne hindurch hat der Glanz am spanischen Hofe vielleicht den der französischen Hofhaltung in den Schatten gestellt: sagen wir von der Erschließung der Silberminen Potosi und Guanaxuatos an bis in die Regierungszeit Philipps IV. hinein war Madrid der Schauplatz einer unerhörten Prachtentfaltung, und der spanische Stil wurde, wie man weiß, seitdem vielfach zum herrschenden. [...] . Hinter Frankreich und Spanien folgt (in Westeuropa) unmittelbar England. Hier bildet den Höhepunkt des höfischen Glanzes die Regierungszeit der Stuarts, die ja in den französischen Königen ihr Vorbild sahen [...]. Daß auch in England der Luxus am Hofe ein Luxus der Maitressen und für die Maitressen war, lehrt die intime Geschichte dieses Hofes. Seit es einen Hof in England gibt, gibt es auch Königslieben, von deren Neigung zur Prachtentfaltung und zum Wohlleben wir sehr gut unterrichtet sind. Wir erinnern uns der Barbara Palmer, der Keroualle (der Ludwig XIV. selbst den Hof macht, als sie nach Paris kam, so daß man von ihr wohl mit Recht gesagt hat, ihr seidenes Taillenband habe 15 Jahre lang England und Frankreich zusammengehalten); wir erinnern uns der Catherina Sedley, der Baronin von Darlington, der Gräfin von Dorchester und so mancher anderen *Amante en titre* der Stuarts; wissen aber auch, daß sich der zum König gewählte Kurfürst von Hannover Georg Ludwig seine Geliebte gleich mitbrachte, die er dann in England zur Gräfin von Arlington und Herzogin von Kendal machte; daß selbst Georg II. seinen Bedarf an Maitressen aus Anhänglichkeit an die alte Heimat noch in Hannover deckte, und daß er eine Frau von Wallmoden in eine Gräfin von Yarmouth umwandelte.

Die ganz ähnlichen Verhältnisse an den deutschen Fürstenhöfen, unter denen Sachsen, Hannover, Württemberg die luxuriösesten waren, oder auch in den östlichen Ländern zu schildern, hat keinen Zweck, da diese Höfe für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung längst nicht die entscheidende Bedeutung erlangt haben wie die der westlichen Staaten.

## 12. Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht (1949)

(zu S. 144 im Buch)

*Eine der Vordenkerinnen der modernen Frauenbewegung (vor allem in Europa) ist die französische Philosophin und Schriftstellerin Simone de Beauvoir geworden. Sie schrieb ihre Analyse der Geschichte und Gegenwart weiblicher Existenz 1949 in Reaktion auf die verspätete Emanzipation der Französinen, die erst in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges, nach der Befreiung von der deutschen Besatzungsmacht, ihre Rechte als Staatsbürgerinnen zugesprochen erhielten, um die sie jedoch schon seit der Französischen Revolution gekämpft hatten. De Beauvoir war – nicht zu Unrecht – der Auffassung, dass mit dieser Rechtsangleichung noch längst keine Gleichheit im alltäglichen Leben und vor allem nicht im intellektuellen Dasein erreicht war. Ihre Analyse fokussierte deshalb insbesondere die überzeitlichen psychischen Deformationen, die die lange Unterdrückung bzw. die Nachordnung den Frauen als dem »anderen Geschlecht« (im Sinne von »nachgeordnetem, sekundärem Geschlecht«) beschert hatte. Im Unterschied zu Bebel aber kennt sie kein politisches Allheilmittel zur Behebung dieser Misere. Sie sieht lediglich in der individuellen »Transzendierung« der Niedrigkeiten und Widrigkeiten der weiblichen Existenz eine Perspektive. Ihr Buch hat daher auch eher als Kritik der herrschenden Geschlechterverhältnisse positive Resonanz gefunden, kaum aber als Handlungsanleitung zum politischen Kampf für weibliche Emanzipation.<sup>8</sup>*

(aus: Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek b. Hamburg 1949, S. 8–13)

Ich habe lange gezögert, ein Buch über die Frau zu schreiben. Das Thema ist ärgerlich, besonders für die Frauen; außerdem ist es nicht neu. Im Streit um den Feminismus ist schon viel Tinte geflossen, zur Zeit ist er fast beendet: reden wir nicht mehr davon. Man redet aber doch davon. Es scheint auch nicht gerade, als hätten die Sottisen, die im Laufe des letzten Jahrhunderts in dicken Wälzern niedergelegt worden sind, das Problem im Grunde erhellet. Besteht hier übrigens ein Problem? Und welches ist es denn? Gibt es überhaupt Frauen? [...] Was ist eine Frau? *Tota mulier in utero*: eine Gebärmutter, sagen die einen. Über manche Frauen jedoch geben die Kenner das Urteil ab: »Das sind keine Frauen«, obwohl sie eine Gebärmutter haben wie die anderen. Alles ist sich einig darin, daß auch die menschliche Spezies ihre Weibchen hat; sie bilden heute wie immer etwa die Hälfte der Menschheit; und dennoch sagt man uns, die Weiblichkeit sei »in Gefahr«, und man redet uns zu: »Seid Frauen, bleibt Frauen, werdet Frauen«. Nicht jedes Menschenweibchen ist also notwendigerweise eine Frau; es muß erst an jener geheimnisvollen und gefährdeten Wirklichkeit teilhaben, die man Weiblichkeit nennt. Ist diese eine Substanz, die von den Ovarien ausgeschieden wird? Oder etwas, das zur Idee erstarrt auf dem Grunde eines platonischen Himmels sich verbirgt? Genügt das Seidenrascheln eines Unterrocks, um es wieder auf die Erde niedersteigen zu lassen? [...] Biologie und Gesellschaftswissenschaften glauben nicht mehr an die Existenz von unbeweglich fixierten Wesenheiten, aus denen sich bestimmte Charaktertypen wie »die Frau«, »der Jude« oder »der Neger« herleiten ließen; sie betrachten vielmehr den Charakter als eine Sekundärreaktion auf eine Situation. Wenn es heute keine Weiblichkeit mehr gibt, so hat es niemals eine gegeben. Soll das heißen, daß dem Wort »Frau« kein Inhalt mehr entspricht? Das ist jedenfalls die energisch vorgebrachte Behauptung aller Anhänger der Philosophie der Aufklärung, des Rationalismus, des

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch Teil I, Kap.1.

Nominalismus: Frauen wären demnach unter den menschlichen Wesen nur solche, die man willkürlich mit dem Worte »Frau« bezeichnet; besonders die Amerikanerinnen bekunden gern die Meinung, die Frau als solche gäbe es nicht; empfindet sich eine Hinterwäldlerin gleichwohl dort noch als Frau, so geben ihr ihre Freundinnen den Rat, sich analysieren zu lassen, um sich von dieser Zwangsvorstellung zu befreien. [...] Aber der Nominalismus ist eine etwas bündige Doktrin, und die Antifeministen haben es leicht darzulegen, daß die Frauen keine Männer sind. Sicherlich ist die Frau wie der Mann ein menschliches Wesen: eine solche Behauptung ist aber rein theoretisch; die Tatsache bleibt bestehen, daß jedes konkrete menschliche Wesen immer in einer speziellen Situation ist. [...] Die verkrampte Haltung der Amerikanerinnen beweist nur, daß sie im Grunde vom Gefühl ihrer Weiblichkeit verfolgt werden. Tatsächlich aber genügt es, mit offenen Augen um sich zu blicken, um festzustellen, daß sich die Menschheit in zwei Kategorien von Individuen teilt, die durch Kleidung, Gesicht, Körper, Lächeln, Gang, Interessen und Beschäftigungen offenkundig voneinander unterschieden sind: vielleicht sind sie dazu bestimmt, wieder zu verschwinden. Sicher ist aber, daß sie im Augenblick sehr greifbar existieren. Wenn ihre Funktion als »Weibchen« nicht genügt, um die Frau zu definieren, und wenn wir es gleichfalls ablehnen, sie durch das »Ewigweibliche« zu erklären, aber doch andererseits zugestehen, daß es vorläufig wenigstens Frauen auf Erden gibt, so müssen wir uns doch wohl einmal die Frage stellen: Was ist eine Frau?

Die Formulierung der Frage legt mir sofort eine erste Antwort nahe: Bezeichnend ist schon, dass ich sie stelle. Ein Mann käme gar nicht auf den Gedanken, ein Buch über die besondere Lage zu schreiben, in der sich innerhalb der Menschheit die Männer befinden. [...] Ein Mann fängt niemals damit an, sich erst einmal als Individuum eines bestimmten Geschlechts vorzustellen: daß er ein Mann ist, versteht sich von selbst. Daß in Standesamtsregistern und auf Personalbogen die Rubriken »Männlich, Weiblich« gleichgeordnet erscheinen, ist rein äußerlich. Das Verhältnis der beiden Geschlechter ist nicht das von zwei Elektrizitäten, zwei Polen: Der Mann ist so sehr zugleich der positive Pol und das Ganze, daß im französischen das Wort »homme (Mann)« den Menschen schlechthin bezeichnet, wobei sich der spezielle Sinn des Wortes »wir« dem allgemeinen von »homo« angeglichen hat. Die Frau erscheint so sehr als das Negative, daß die bloße Begriffsbestimmung eine Beschränkung bedeutet, ohne daß es umgekehrt ebenfalls so wäre. [...]

In der Praxis bedeutet das: ebenso wie die Alten eine absolute vertikale kannten, an der das Schräge als solches festgestellt wurde, gibt es einen absoluten Menschentypus, der eben der männliche ist. Die Frau hat Ovarien und Uterus; das sind die besonderen Voraussetzungen für ihre subjektive Situation; man sagt gern, sie denke mit ihren Drüsen. Großzügig sieht der Mann darüber hinweg, daß zu seiner Anatomie ja ebenfalls Hormone und Testikel gehören. Er faßt seinen Körper als die direkte und normale Beziehung zur Welt auf, die er in objektiver Form darzustellen meint, während er den Körper der Frau als gleichsam belastet durch alles sieht, was ihr eigentümlich ist und was ihm als ein Hindernis, eine Fessel erscheint. »Das Weib ist Weib durch das Fehlen gewisser Eigenschaften«, sagt Aristoteles. »Wir müssen das Wesen der Frauen als etwas betrachten, was an einer natürlichen Unvollkommenheit leidet.« Und der hl. Thomas wandelt auf seinen Spuren, wenn er dekretiert, daß die Frau ein »verfehlter Mann«, ein »zufälliges« Wesen sei. Das wird auch durch die Erzählung der Genesis symbolisiert, in der Eva nach dem Worte Bossuets aus einem »überzähligen Knochen« Adams entstanden erscheint. Die Menschheit ist männlich, und der Mann definiert die Frau nicht an sich, sondern in Beziehung auf sich; sie wird nicht als autonomes Wesen angesehen. »Die Frau, das relative Wesen...«, schreibt Michelet. Und in diesem Sinne stellt auch Benda in seinem *Rapport d'Uriel* die Behauptung auf: »Der Körper des Mannes hat Sinn durch sich selbst, auch wenn er von dem der Frau absieht, während dieser letztere keinen Sinn aufweist, sofern man nicht an den Körper des Mannes dabei denkt ... Der Mann denkt sich ohne die Frau. Sie denkt sich nicht ohne den Mann.« Jedenfalls ist sie nichts anderes, als was der Mann befindet; so spricht man auch von ihr als vom »anderen Geschlecht«, worin sich ausdrückt, daß sie dem Mann in erster Linie als Sexualwesen erscheint: da sie es für ihn ist, ist sie es ein für allemal. Sie wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentlich angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute, sie ist das Andere.

Die Kategorie des »Anderen« ist ebenso alt wie das Bewußtsein selbst. In den primitivsten Gesellschaften, den ältesten Mythologien trifft man immer eine Zweiheit an, die aus dem Selbst und dem Anderen besteht; diese Zweiheit ist zu-

nächst nicht unter das Zeichen der Geschlechterteilung gestellt worden, sie folgt nicht aus irgendeiner empirischen Gegebenheit. [...] Für den Dörfler sind alle Leute, die nicht zu seinem Dorfe gehören, verdächtige »Anderer«; dem Eingeborenen eines Landes erscheinen die Bewohner von Ländern, die nicht das seine sind, als »Fremde«; die Juden sind »anders« für die Antisemiten, die Schwarzen für den amerikanischen Verfechter des Rassegedankens, die Eingeborenen für die Kolonisatoren, die Proletarier für die besitzenden Klassen. [...]

[U]nter Dörfern, Klans, Nationen, Klassen gibt es Kriege, Liebesmähler, Handelsabkommen, Verträge, Auseinandersetzungen, die die Idee des »Anderen« ihres absoluten Sinnes entkleiden und seine Relativität offenbaren; wohl oder übel sind Individuen und Gruppen gezwungen, die Wechselseitigkeit ihrer Beziehungen anzuerkennen. Wie kommt es, daß zwischen den Geschlechtern diese Wechselseitigkeit nicht hergestellt worden ist, daß der eine der beiden Begriffe sich als der allein wesentliche behauptet hat und mit Bezug auf seinen Gegenbegriff jede Relativität ablehnt, indem er diesen schlechthin als »das Andere« definiert? Warum fechten die Frauen die männliche Souveränität nicht an? Kein Subjekt setzt sich spontan und ohne weiteres als das Unwesentliche; nicht das Andere ist es, das dadurch, daß es sich selbst als solches anerkennt, das Eine definiert; es wird als das andere von dem Einen gesetzt, das sich selbst als das Eine setzt. Damit sich aber die Umkehrung vom Einen zum Anderen nicht vollziehe, muß sich das Andere diesem fremden Gesichtspunkt unterwerfen. Woher kommt diese Unterwerfung im Falle der Frau?

Es gibt andere Fälle, wo es längere oder kürzere Zeit hindurch einer Kategorie gelungen ist, eine andere unbedingt zu beherrschen. Oft hat numerische Ungleichheit dies Übergewicht begünstigt: die Mehrheit zwingt ihr Gesetz der Minderheit auf, oder sie verfolgt sie. Aber die Frauen sind nicht wie die Schwarzen in Amerika oder die Juden eine Minderheit: es gibt ebenso viele Frauen auf der Erde wie Männer. Oft auch sind die beiden in Frage kommenden Gruppen zunächst selbständig gewesen: sie wußten ursprünglich nicht voneinander, oder aber jede erkannte die Autonomie der anderen an; es trat dann ein historisches Ereignis ein, welches die schwächere der stärkeren unterordnete: die jüdische Diaspora, die Einführung der Sklaverei in Amerika, die kolonialen Eroberungen sind zeitlich fixierbare Fakten. In diesen Fällen hat es für die Unterdrücker ein Vorher gegeben; sie haben eine Vergangenheit, eine Tradition, manchmal eine Religion, eine Kultur als gemeinsamen Besitz. In diesem Sinne wäre Bebel's Gleichsetzung der Frauen und des Proletariats bestens begründet: auch die Proletarier befinden sich nicht in zahlenmäßiger Unterlegenheit, noch haben sie jemals eine Gemeinschaft für sich dargestellt. Doch war es hier wenn auch nicht *ein* Ereignis, so doch eine historische Entwicklung, die ihre Existenz als Klasse erklärt und für die Anwesenheit gerade dieser Individuen in dieser Klasse verantwortlich ist. Es hat nicht immer Proletarier gegeben; es hat aber immer Frauen gegeben; sie sind Frauen auf Grund ihrer physiologischen Struktur. Soweit man die Geschichte zurückverfolgt, sind sie immer dem Manne untergeordnet gewesen: ihre Abhängigkeit ist nicht die Folge einer Begebenheit oder einer Entwicklung, sie hat sich nicht ereignet. [...] Das Band, das sie an ihre Unterdrücker fesselt, kann mit keinem anderen verglichen werden. Die Teilung der Geschlechter ist tatsächlich etwas biologisch Gegebenes, nicht ein Moment der Menschheitsgeschichte. Inmitten eines ursprünglichen *Mitseins* hat ihre Gegensätzlichkeit sich abgezeichnet und es nicht durchbrochen. Das Paar ist eine Grundeinheit, deren beide Hälften aneinander geschmiedet sind; es ist nicht möglich, eine Spaltung der Gesellschaft nach Geschlechtern vorzunehmen. Das ist es, was von Grund auf die Frau charakterisiert; sie ist die andere innerhalb eines Ganzen, in dem beide Extreme einander nötig haben. [...] Sofort aber taucht die Frage auf: wie hat diese ganze Geschichte eigentlich angefangen? Man versteht, daß die Zweiheit der Geschlechter wie jede Zweiheit in einem Konflikt offenbar geworden ist. Man versteht, daß, wenn es einem der beiden gelungen ist, seine Überlegenheit durchzusetzen, diese absolut werden mußte. Zu erklären bleibt aber, daß der Mann es war, der zu Beginn den Kampf gewonnen hat. Es scheint, daß die Frauen den Sieg hätten davontragen können; oder es hätte der Kampf sich nie zu entscheiden brauchen. Woher kommt es, daß diese Welt immer den Männern gehört hat und daß heute erst die Dinge in einer Wandlung begriffen sind? Ist diese Wandlung etwas Gutes? Wird sie zu einer gleichmäßigen Teilung der Welt unter Männern und Frauen führen oder nicht? [...]

Bildquelle 1: Frontispiz zu Nicolas le Cat,  
»Traité de la couleur de la peau humaine«



Drei »Nationen« finden sich hier auf einem Stich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts versammelt, der eine Abhandlung über die »Farbe der menschlichen Haut« illustrieren soll: die »Nation« der Europäer, die der Äthiopier und die der Amerikaner. Die Darstellung der diversen »Hautfarben« wird eng verbunden mit Aussagen über Hierarchien, Rollen und Geschlechterdifferenzen: Im Mittelpunkt der Darstellung, die in den amerikanischen Kolonien angesiedelt ist, sitzt eine reich gekleidete »weiße« Dame, der von ihrer ebenfalls »weißen« Zofe Limonade serviert wird: Hier wird soziale Hierarchie innerhalb derselben »Hautfarbe« als Unterschied unter Frauen verbildlicht, die beide (unterschiedlich kostbar) bekleidet sind. Weitere Unterschiede – etwa zwischen dem »schwarzen« afrikanischen Sklaven, der hinter der Dame steht, und dem »rothäutigen« Amerikaner, der mit der Dame Handel treiben will (die Ware liegt vor ihm auf dem Boden) – bestehen etwa in der Nacktheit, der Bewaffnung, im Kopfschmuck und der Körperhaltung – und eben auch in der Geschlechterdifferenz, die nicht zuletzt etwas über Wildheit (männlich-ausereuropäisch) und Zivilisation (weiblich-europäisch) aussagt.

(Nicolas le Cat, *Traité de la couleur de la peau humaine*, Frontispiz ; Amsterdam 1765 (Staatsbibliothek zu Berlin – Stiftung preuß. Kulturbesitz, sign. Kx 10 850R.)

## Bildquelle 2: Lucas van Leyden, »Aristoteles und Phyllis«, Einblattdruck, um 1500



*Die Geschichte von Aristoteles und Phyllis gehört zu den sog. »Weibermacht«-Motiven, die sich im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit großer Beliebtheit beim Publikum erfreuten. In der Druckversion, wie sie hier vorliegt, konnte das Motiv dann zum Massenprodukt werden, das auch Personen erreichte, die kaum oder gar nicht lesekundig waren – also auch Frauen. Die Geschichte, die hier erzählt wird, ist einerseits eine Anekdote aus dem Leben des großen Philosophen Aristoteles, der sich in die schöne Braut seines Zöglings Alexander dem Großen, Phyllis, verliebt und darüber den Verstand verliert, so dass er sich von der jungen Frau zum Reittier bzw. »Esel« machen lässt. Zum anderen aber wird hier auch die Geschichte von der Macht der Liebe und der Erotik erzählt, die noch aus dem klügsten Mann einen Esel machen kann – und schließlich wird etwas über Geschlechterordnungen ausgesagt – denn eine Frau, die »obenauf« sitzt, die einen Mann dominiert, erscheint widernatürlich und bedrohlich – und der Mann schlicht lächerlich. Die enge Verbindung von Herrschaft, Knechtschaft und Sexualität ist kaum anschaulicher ins Bild zu setzen als in dieser Ikone der sexuellen Hörigkeit.*